

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Barack, M.: Ehr' Gutta. Erzählung [6 Bilder; Wagner, Erdmann]

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

## Ehr' Gutta!

Erzählung aus dem 15. Jahrhundert von M. Barad.



So heutzutage die  
ausgedehnten

Safenbauten und schattenreichen Anlagen der schönen Bodenseestadt Bregenz sich befinden, standen zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts am öden, von den wilden Wogen des Sees ausgespülten Strande nur einige ärmliche Fischerhütten, aus Brettern leicht zusammengefügt, weit genug von der ungeheuern Wasserfläche entfernt, um gegen die anprallenden, vom Sturme gepeitschten Wellen geschützt

zu sein, und doch wieder nahe genug, um den Bewohnern derselben die Ausübung ihres beschwerlichen, nur wenig Gewinn bringenden und oft gefährlichen Gewerbes zu gestatten. Die uralte Stadt selbst, zu welcher schon damals der von ihr abgeordnete sogenannte Drain mit seiner Kirche und einigen wenigen Häusern gehörte, hatte bei weitem nicht die Ausdehnung der jetzigen Zeit. Sie lag eine ziemliche Strecke vom See entfernt als ein unregelmäßiges Viereck, von Mauern umschlossen, auf dem sanft sich verflachenden südlichen Hange des Pfänderberges, hoch überragt von dem turmreichen, wohlbesetzten Schlosse der damaligen Herren der Stadt, der Grafen von Montfort, deren Geschlecht inzwischen ebenso vergangen ist wie ihre stolze Burg. Von jenem verkünden nur noch einige prunkende Leichensteine, daß es einst existierte, — von dieser aber sind nur bröckelnde Ruinen übrig. Ja selbst die Anhöhe, welche die Burgrümmen trägt, hat im Laufe der Zeit ihren einstigen Namen „Schloßberg“ ungewandelt in „Gebhardsberg“, denn aus dem Schospe der Mauerreste erhebt sich jetzt ein zu Ehren des heiligen Gebhard erbautes und nach ihm benanntes Kirchlein, das auch der Stätte, auf welcher es fußt, den Namen verlieh.

„Das Alte stirbt, es ändert sich die Zeit,  
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.“

An einem herrlichen Morgen des Jahres 1407 saß vor der Thüre einer der oben erwähnten Fischerhütten ein junges Mädchen, emsig damit beschäftigt, ein beim letzten Fischfang schadhast gewordenes Netz auszubessern, indem es mit linken Fingern die gebrochenen Schnüre durch neue ersezte und diese kunstgerecht gekreuzt mittelst starker Knoten mit den alten, unbeschädigten verband, so daß nur ein sehr geübtes Auge eine solcherweise ausgebesserte Stelle erkennen

Großer Volkskalender für 1888.

konnte. Das Mädchen mochte etwa sechzehn Jahre zählen, war von kleinem, zierlichem Wuchs, jedoch für sein Alter ungemein kräftig entwickelt und offenbar italienischer Abstammung, wie die auffallend schönen und regelmäßigen Züge, die großen dunkeln Augen, die etwas gebräunte Gesichtsfarbe und das blauschwarze, über der Stirne gescheitelte und gewellte Haar zur Genüge erkennen ließen. Auch die zwar ärmliche, aber sauber gehaltene Kleidung des Mädchens ließen hierauf schließen, denn es trug das rote, ärmellose, über den Brustfalten des groben Hemdes geschnürte Mieder und den kurzen dunkelblauen Rock der italienischen Bauernmädchen, jedoch ohne das charakteristische nationale Kopftuch. Kopf und Hals waren völlig unbedeckt und ebenio entbehrten die zierlich geformten Füße sowohl der Schuhe als der Strümpfe.

Die Jungfrau widmete sich mit vollster Aufmerksamkeit ihrer Arbeit. Nur bisweilen hielt sie in derselben inne, um nach der nur angelehnten Thüre zu lauschen, hinter welcher hin und wieder die roh scheltende Stimme eines Mannes hörbar wurde. Ein Blitz des Zornes leuchtete dann jeweils auf in ihren dunkeln Augen, tiefer sentte sie das gebräunte Antlitz auf ihre Arbeit herab und ihren zusammengepreßten Zähnen entfloß eine leise Verwünschung. Als aber endlich der scheltende Mann mit einem wilden Fluche die Thüre aufriß und auf den schmalen, zwischen See und Hütte gelegenen Vorplatz trat, da richtete das Mädchen trotzig den Kopf auf und sprach: „Was zankt Ihr schon wieder in aller Frühe? Ihr wißt doch, die Mutter ist krank!“

Höhnisch lachte da der Mann auf. „Krank?“ rief er heftig, „sag lieber betrunken, dann wirst du ihrer Krankheit den rechten Namen geben!“

„Nein,“ sprach das Mädchen ruhig, „die Mutter trinkt niemals!“

„Und ich sage, sie thut's!“ schrie der Mann, der Eigentümer der Hütte und Stiefvater des jungen Mädchens. „Zum Teufel, ich muß dies besser wissen als du, Gutta: gestern abend war der Weinkrug, welchen ich in die Stubenecke gestellt hatte, noch fast voll und jetzt ist er mehr als zur Hälfte geleert!“

„Dann,“ sprach Gutta kühn, „habt Ihr selbst das Fehlende getrunken — wie gewöhnlich!“

Der Fischer warf ihr einen bösen Blick zu. „Schweig, dummes Ding,“ rief er wild. „Wenn ich auch ein- oder zweimal einen Schluck davon genommen habe —“

„Nun, seht Ihr,“ unterbrach ihn das Mädchen etwas verächtlich lächelnd, „wenn Ihr Euch ordentlich besinnt, so fällt Euch vielleicht ein, daß dies nicht ein- oder zweimal geschah, sondern daß Ihr drei- bis viermal den Krug an den Mund setzet!“

Dunkle Zornesröthe stieg nach diesen Worten, die der Wahrheit nur allzunah zu kommen schienen, in des Fischers Antlitz auf. „Mach mich nicht wild,“ schrie er, grimmig die Fäuste ballend, „ich weiß, was ich weiß, und ich bleibe dabei: die alte Bettel hat den Wein getrunken, wie schon oft, — deshalb redet sie auch so verwirrt!“

Mit einem Ruck sprang Gutta da auf. „Redet nicht so von der Mutter,“ rief sie mit blickenden Augen, „ich kann's nicht ertragen, daß Ihr sie so gegen Eure bessere Überzeugung schmähet, denn Ihr wißt so gut



wie ich, daß die unglückliche Frau nicht mehr klar zu denken und zu reden vermag seit dem Tage, da der See meinen armen Halbbruder Burkhard, Euer Sohnlein, verschlang: der Gram, nicht der Wein, hat ihr den Geist verwirrt!"

Es war merkwürdig, welche Wirkung diese Worte auf den wütenden, halbtrunkenen Fischer hervorriefen. Die heftige Antwort, die er Gutta nach ihren ersten Worten zugebracht hatte, kam so wenig von seinen Lippen, als sein drohend erhobener Arm zum Schlage niederfiel, um sie für ihre Kühnheit zu züchtigen. Mehr und mehr wich der Ausdruck des Zorns in seinen Gesichtszügen dem des Schmerzes; langsam sank sein Arm an die Seite und sein Haupt auf die Brust herab und endlich schlug er beide Hände vor das Antlitz und flüsterte tief aufseufzend leise den Namen seines Sohnes: „Burkhard, armer Burkhard!"

Gutta störte durch keinerlei weitere Entgegnung das so plötzlich in dieser rohen Natur erwachte edlere Gefühl des Vater Schmerzes. Still nahm sie wieder Platz auf der an der Hütte angebrachten Bank und setzte ihre unterbrochene Arbeit wieder fort. Als aber ihr Stiefvater, ohne sich ihr nochmals zuzuwenden, schweigend nach der Stadt schritt, legte Gutta die Hände in den Schoß und lehnte den Kopf zurück an die Bretterwand der Hütte, um träumerisch hinaus zu blicken über die unbewegte glatte Fläche des Sees, über welchem sich der reine azurblaue Himmel wölbte und in dessen kristallklarer Flut sich die grünen Halben und die herrlichen, hochauftretenden Berge des schweizerischen Ufers wieder spiegeln, weithin bis in die unabsehbare nebelgraue Ferne, wo der Konstanzer Dom emporrage. Kein Schiff oder Segel war weit und breit sichtbar, denn die Luft war vollkommen ruhig; nur einige Möven schwebten widerlich kreischend über der ungeheuern Wasserfläche und schossen bisweilen blischnell nieder zu dem blauschimmernden Seespiegel, um einen an der Oberfläche schwimmenden Fisch seinem nassen Elemente zu entreißen und in den scharfen Fängen dem Lande zuzutragen.

Gutta schien jedoch kein Auge zu haben für das wunderbar liebliche Bild, das sich ihr darbot. Ihr Blick haftete ziellos im Ather, während an ihrem innern Auge Bilder vorüberzogen, welche allem Anscheine nach durch sehr traurige Erinnerungen in ihrer Seele erweckt wurden, denn ihre Augen füllten sich dabei mit Thränen, die langsam über ihre Wangen herabfloßen. Und wohl hatte das junge Mädchen Grund zu weinen bei dem täglichen Anblick der rohen Behandlung, welche ihrer bedauernswerten Mutter vonseite des Mannes widerfuhr, dem diese die Hand zu einer zweiten, höchst unglücklichen Ehe gereicht hatte. Es war dies um so schmerzlicher für Gutta, als sie sich noch recht wohl ihres verstorbenen Vaters und seiner Liebe für die Mutter und sie selbst erinnerte. Es war der innigste Herzensbund gewesen, den ihre aus dem schönen Italien stammenden Eltern geschlossen, und trotz ihrer Armut hatten sie glücklich und zufrieden gelebt von dem kargen Verdienst, welchen Guttas Vater als trefflicher Holzschnitzer und Strohflechter, ihre Mutter aber als geschickte Spizentlöpplerin für den kleinen Haushalt dadurch erwarben, daß sie über die Berge wandernd ihre Arbeiten bald da bald dort zum Verkaufe boten. Auf einem dieser Züge aber — Gutta, welche die Eltern wie gewöhnlich begleitete, zählte damals neun Jahre — wurde ihr treubeforgter Vater Antonio in der Nähe von Norischach von unbekannter Hand erschlagen und seiner ganzen Habe beraubt, so daß seiner unglückseligen

Witwe nicht einmal mehr so viel übrig blieb, daß sie die Reise in die Heimat hätte antreten können. Sie blieb daher vorerst in Norischach, bei dem Grabe ihres Gatten, und zog später nach Bregenz, wo sie von ihrer Hände Arbeit und von milden Gaben lebte, die dem armen Weibe überall, wo die Not sie zwang anzuklopfen, besonders aber im Gräßlich Montfortischen Schlosse reichlich gespendet wurden. Nach Jahresfrist aber bot der Fischer Gottlieb Strecker der noch jungen und hübschen Witwe seine Hand zum Ehebündnis und nach langem Widerstreben nahm diese, mehr der zwingenden Nothwendigkeit als ihrem Herzen folgend, dieselbe auch wirklich an und wurde solcherweise das Weib des am Seestrand wohnenden Fischers. Aber sie fand weder Glück noch Zufriedenheit in dieser zweiten Ehe. Der Fischer war ein roher, dem Trunk ergebener, streit- und händelsüchtiger Mensch, der seinem armen Weibe viel schlimme Tage bereitete, besonders seit jener Unglücksstunde, die ihm und ihr den kleinen Burkhard geraubt hatte. Der vierjährige Knabe war, ohne daß die Mutter es bemerkt hatte, während eines Sturmes vor die Hütte gelaufen und von einer riesigen Welle in den See gespült worden, in welchem er ertrank. Strecker war seit jenem Tage noch roher gegen seine Frau als vorher, denn er beschuldigte sie, das Unglück durch Mangel an Aufsicht veranlaßt zu haben. Das arme Weib aber nahm sich dieses, wiewohl völlig unbegründeten und ungerechten Vorwurfs dermaßen zu Herzen, daß es darüber in Tiefinn verfiel, der sich mit der Zeit mehr und mehr bis zum vollständigen Trübsinn steigerte.

Dies waren die traurigen Gedanken, welchen Gutta in diesem Augenblicke nachhing und die um so schmerzlicher für sie waren, als sie leider die Gewißheit hatte, daß ihr Stiefvater gegenwärtig ernstlich darauf bedacht war, sich die verhasste Stieftochter vom Halse zu schaffen. Ein benachbarter Fischer, Dietrich Braun, verfolgte sie schon seit längerer Zeit mit Liebesanträgen, und ihr Stiefvater begünstigte seine Absichten so sehr, daß er ihr wiederholt rund heraus erklärt hatte, wenn sie nicht einwillige, Dietrichs Weib zu werden, so jage er sie aus dem Hause, da er sie nicht länger füttern wolle. Aber Gutta wollte lieber sterben, als dem „roten Dietrich" angehören. Sie empfand nicht nur keine Zuneigung für den häßlichen, blatternarbigen Kottkopf, sondern verabscheute ihn vielmehr als einen arbeitscheuen, verdorbenen und gewissenlosen Menschen, der, wie man allgemein von ihm behauptete, für Geld zu jedem Verbrechen fähig war. Sie hatte deshalb der Drohung ihres Stiefvaters eine ebensolche entgegengelegt, indem sie ihm mit aller Entschiedenheit erklärte, sie lasse sich nicht von der Seite ihrer kranken Mutter vertreiben und werde gegen jeden derartigen Versuch die Hilfe der edlen, ihr wohlwollenden Gräfin von Montfort anrufen. Dies hatte den rohen Menschen doch gewaltig eingeschüchtert; er behandelte Gutta seither etwas rücksichtsvoller und wagte, obgleich er keineswegs auf den Plan ihrer Verheirathung mit Dietrich verzichtete, wenigstens nicht mehr von Aus-dem-Hause-jagen zu reden. Schlecht genug aber hatte sie's trotzdem noch immer im Hause ihres Stiefvaters und leider bot sich keinerlei Aussicht, daß hierin eine Besserung eintreten werde.

Alles dies erwog Gutta jetzt in ihrem Herzen, und ihr selber unbewußt, füllten sich dabei ihre Augen mit Thränen, die freilich, wie sie sich gestehen mußte, auch noch einen andern Grund hatten. Nicht der Abscheu vor dem roten Dietrich allein hatte ihr unmöglich



gemacht, den Anträgen desselben ein geneigtes Ohr zu schenken: es war vielmehr die Liebe, die heiße und innige Liebe, welche sie mit der ganzen Blut ihres südländischen Blutes für einen andern empfand, für einen Jüngling, ebenso schön und herrlich, als Dietrich häßlich und verabscheuenswürdig war, ebenso edel und vornehm, als der letztere gemein und niedrig war, — für den Junker Konrad von Montfort, den Sohn des mächtigen Grafen und Schlossherrn.

Schon seit mehreren Wochen war der Junker fast täglich herabgekommen an den See, um dem Vergnügen des Fischens obzuliegen, doch war dies, wie Gutta bald bemerkte, nur das Mittel, um — ohne daß dies bei einem so vornehmen Herrn aufgefallen wäre — sie selbst sehen und mit ihr verkehren zu können. Seine Blicke und die an sie gerichteten Worte machten ihr dies klar, und obwohl er bisher nie ein Wort von Liebe gesprochen hatte, erriet sie doch, daß sein Herz in Liebe für sie schlage. Was Wunder war es, daß auch in ihrem jungen Herzen die Liebe erwachte für den schönen, edlen Jüngling und daß er bald der Abgott desselben wurde?

Blötzlich ward Gutta aus ihrem Nachsinnen emporgeschreckt. Eine Hand hatte sich auf ihre Schulter gelegt und eine ihr wohlbekannte Stimme rief sie leise bei Namen. Verwirrt sprang sie auf, denn ihr zur Seite stand er, bei welchem ihre Gedanken soeben verweilt, Junker Konrad, der wie gewöhnlich so auch heute mit seiner über die Schulter gelegten Angelrute gekommen war, um zu fischen. Er schien die Absicht zu haben, sich, wie er bisweilen that, von dem Fischer eine kurze Strecke in den See rudern zu lassen, an eine Stelle, wo die größern Raubfische, die Hechte, Barsche und Forellen, zu stehen pflegten. Er trug nämlich zu diesem Zwecke einen Behälter mit kleinern lebenden Fischen in der Hand, welche, an der Angel befestigt, als Köder für die Raubfische dienen sollten.

„Ist dein Vater zu Hause, Gutta?“ fragte der Junker das junge Mädchen mit einem freundlichen Grusse.

„Nein, gnädiger Herr,“ erwiderte Gutta mit einem tiefen Ruz, „er ist vor kaum einer Viertelstunde nach der Stadt gegangen!“

„Wird er bald von da zurückkehren?“ fragte Konrad weiter.

„Ich glaube kaum,“ antwortete das Mädchen abermals knirschend; „wenn der Vater — Geschäfte halber zur Stadt geht, kehrt er nie vor Mittag zurück!“

Ein kaum bemerkbarer Bliz der Freude zuckte da über des Junkers Antlit; die Nachricht schien ihm eine höchst willkommene zu sein. Sofort verschwand jedoch dieser Ausdruck wieder aus seinen Zügen und scheinbar ärgerlich erwiderte er: „Verwünscht — das ist mir unangenehm! Ich hatte sicher darauf gezählt, daß er mich an diesem zum Fischen so sehr günstigen Morgen in den See rudern würde; doch,“ fuhr er fast unmitttelbar darauf fort, „was bedarf's schließlich deines Vaters? Du, Gutta, bist ja des Ruderns trefflich kundig und kannst den Nachen wohl sicher statt seiner hinaus-treiben an die Stelle, die ich dir bezeichnen werde!“

Unwillkürlich erröthete die Jungfrau; instinktiv scheute sie davor zurück, ganz allein mit dem jungen vornehmen Herrn in dem kleinen Kahn, fern vom Strande inmitten des Sees zu sein. „Verzeiht, Herr Junker,“ entgegnete sie fast verlegen, „mir wird dies unmöglich sein; meine Mutter wäre in diesem Falle allein zu Hause und dies darf leider nicht geschehen, da, wie Ihr vielleicht wißt, ihr Verstand getrübt ist und zu befürchten wäre, daß sie irgend ein Unheil anstellen oder gar sich ein Leid's anthun würde!“

Aber der Jüngling schien die Einwendung nicht gelten lassen zu wollen. Mit dem Fuße stieß er die Thüre der Hütte auf und blickte ins Innere derselben. „Deine Mutter schläft,“ sprach er, auf die ärmliche Piegerrstatt zeigend, auf welcher die unglückliche Frau ruhte, „und ehe sie erwacht, sind wir wieder zurück!“

Gutta überzeugte sich durch einen flüchtigen Blick, daß der Junker die Wahrheit gesprochen, aber dessemungeachtet schien sie nicht gewillt, seinem Wunsche zu willfahren. „Es geht nicht, gnädiger Herr Junker,“ sprach sie einfach.

„Weshalb denn nicht?“ erwiderte er drängend.

„Fürchtest du dich etwa vor mir?“ Gutta hatte bei ihren letzten Worten verlegen den Kopf gesenkt, jetzt erhob sie ihn wieder und schaute dem Junker fast trotzig in das feine Antlit. Als sie aber seinem Blicke begegnete, schlug sie hocherröthend ihr Auge wiederum zur Erde und sprach leise: „Nein, gnädiger Herr, — Euch fürchte ich nicht!“

„Nun denn,“ rief der schöne Jüngling lächelnd, „wenn nicht mich, wen sonst? — doch nicht den See?“

Gutta schlug eine helle Wache auf. „Den See?“ rief sie lustig. „Nein, Herr Junker, auch diesen fürchte ich nicht. Wir beide kennen einander zu genau, als daß ich Furcht vor ihm empfinden sollte, der See ist mein bester Freund und — Freunden vertraut man!“

„Wohlan,“ sprach Konrad jetzt, indem er ihre Hand ergriff, „so vertraue auch mir, denn auch ich bin dein Freund; sag mir, wen oder was du sonst noch fürchten könntest, wenn du mich fahren würdest?“

Abermals erröthete die Jungfrau und senkte, die Antwort schuldig bleibend, den schönen Kopf. Dann aber, wie um den Fragen des Junkers ein Ende zu machen, entzog sie ihm hastig ihre Hand und rief mit einem schnellen Entschlusse: „Kommt, ich will Euch fahren!“

Mit diesen Worten eilte Gutta schnellen Schrittes zum Strande und löste die um einen Pfloz geschlungene Kette des dort liegenden Rahnes. Hastig sprang sie sodann zuerst in diesen, ergriff das Ruder und trieb mit einem kräftigen Schlage das Vordertheil des kleinen Fahrzeugs dicht an den Strand, um dem Junker Gelegenheit zu geben, mit möglichster Schonung seiner feinen, mit rotem Samt ausgegeschlagenen Schuhe ins Innere des Rahns zu gelangen. Konrad leistete dieser stummen Aufforderung zum Einsteigen auch alsbald Folge und setzte sich, zwei Schritte von Gutta entfernt, auf ein quer über den Kahn gespanntes, als Bank dienendes Brett, worauf das Mädchen das Ruder tief ins Wasser senkte und mit einem Ruck den schwankenden Kahn in den See trieb. Den auf sie gerichteten Blick des Junkers vermeidend, ruderte Gutta hierauf stetig weiter und weiter, ohne Zweifel in der Meinung, daß ihr der Junker durch einen Zuruf bedeuten würde, wenn der Kahn halten solle. Aber vergeblich wartete sie auf einen solchen. Da hob sie endlich, ohne hiezu ermächtigt zu sein, das Ruder aus und sprach: „Jetzt, Herr Junker, sind wir weit genug vom Strande — jetzt werst die Angel aus!“

Der Junker lächelte. „Später,“ sprach er leise, „zu- vor möchte ich noch ein wenig mit dir plaudern und dir sagen, daß ich jetzt weiß, weshalb du mich anfänglich nicht fahren wolltest.“

Unwillkürlich erhob Gutta den Blick und schaute den Junker erwartungsvoll an.

„Es geschah deshalb,“ fuhr der Junker langsam und leise fort, „weil du besorgtest, ich würde, allein mit dir auf dem weiten See und von niemand gestört oder beobachtet, die Gelegenheit nützen, um dir zu sagen, daß ich — dich schön und liebenswert fände.“



„Nein, gnädiger Herr,“ rief Gutta erglühend, „dies besorgte ich wahrlich nicht, denn — ich halte Euch für zu ehrlich, um ein armes Mädchen zu belügen!“  
 „Dies würde ich auch niemals thun, Gutta!“ sprach der Junker betuernd, „und wenn ich daher jetzt zu dir sage: Gutta, ich liebe dich, so darfst du's für volle Wahrheit halten und —“

„Haltet ein,“ unterbrach ihn das Mädchen abermals mit fast ängstlichem Ausruf. „Redet nicht weiter — ich bitte Euch inständigst, gnädiger Herr!“

„Und weshalb solltet ihr nicht weiter reden?“ sprach der Junker. „Weshalb dir nicht sagen, was mir schon lange Herz und Sinn erfüllt? Warum wolltest du mich zwingen, unausgesprochen zu lassen, was ich dir schon oft gerne gesagt hätte?“

Gutta wandte den schönen Kopf ab und bedeckte ihr glühendes Antlitz mit beiden Händen. „Weil ich,“ sprach sie kaum hörbar, „vielleicht thöricht genug sein könnte, — Euren Worten zu glauben!“

Da erhob sich der Junker von seinem Sitze und nahm, seinen Arm um Guttas Hüfte legend, neben ihr Platz auf der schmalen Ruderbank. „O glaube mir,“ sprach er eindringlich, „traue mir und meinem Worte: ich liebe dich, Gutta, — liebe dich voll heißer Inbrunst!“ Und sanft sie an sich ziehend,

entfernte er halb mit Gewalt Guttas Hände von ihrem Antlitz und küßte wieder und wieder ihren Mund, ihre Augen und Wangen. Gutta aber saß wie betäubt an des Junkers Seite und duldete widerstandslos seine Liebkosungen. Schweigend, mit an seine Brust gelehntem Kopfe lauschte sie dem Junker seiner Liebesworte und ein unendliches Glücksgefühl zog ein in ihre Brust. Als aber Konrad sie endlich mit bittendem Tone fragte, ob sie ihn wieder liebe, da schlang sie ihre Arme um des Junkers Nacken, blickte ihm innig ins Auge und sprach: „Ja, ich liebe dich — liebe dich von ganzem Herzen!“

Da schloß der Junker sie neuerdings an seine Brust und dankte ihr mit heißen Küßten und beredten Worten für das süße Glück, das sie ihm mit ihrer Liebe gewähre. „Immer und ewig,“ so schloß er, „will ich dir's danken, immer dich lieben und nie — niemals von dir lassen: ich schwöre dir's zu!“

Und Gutta sah ihm glücklich lächelnd ins Auge und

erwiderte: „Ja, ich glaube dir, glaube an deine Liebe wie an meine eigene, die endlos ist wie der blaue Himmel über uns, und tief wie der See unter uns. Ich glaube und vertraue dir, mein Geliebter, glaube an deine Treue, denn,“ fügte sie fast ängstlich bei, „Wenn sich je dein Herz von mir wenden würde, — wenn du uneingedenk deines Schwurs mich verließest: es wäre mein Tod!“

Aber der Junker beruhigte Gutta mit süßen Worten und versicherte sie wieder und wieder der Unwandelbarkeit seiner Liebe, daß sie sich bald aller sorglichen Gedanken entschlag und Hand in Hand mit dem Geliebten sich ganz dem Glücke, geliebt zu sein, überließ. So unter Blandern, Tändeln und Küßten entschwand wohl eine Stunde. Da plötzlich erscholl von der Hütte her über den See der langgezogene Ruf: „Gut-ta!“

Und die Jungfrau zuckte erschreckt zusammen. „Die Mutter ist erwacht,“ sprach sie, ängstlich nach dem Strande blickend, „sie ruft mich — ich muß heim!“



Schweigend, mit an seine Brust gelehntem Kopfe lauschte sie dem Junker seiner Liebesworte und ein unendliches Glücksgefühl zog ein in ihre Brust.

Der Junker wollte Einwendungen machen, aber Gutta ließ sich nicht länger von der Heimkehr zurückhalten. Hastig ergriff sie das Ruder u. trieb den Kahn dem Strande zu. Dort angelangt, sprang sie ans Land, und indem sie dem Junker überließ, die Kette des Fahrzeugs am Pflocke zu befestigen,

eilte sie zu der rufenden Mutter und verschwand hinter der Thüre der Hütte. Der Junker aber raffte sein am Boden des Kahnes liegendes Angelgeräthe zusammen und trat den Heimweg nach seinem väterlichen Schlosse an.

Unmittelbar nachher tauchte aus dem Gezweige eines in der Nähe der Hütte stehenden Weidenbusches der häßliche Kopf eines rothaarigen Burschen auf. Es war der rote Dietrich, der, hier im Versteck liegend, den Junker und Gutta seit Antritt ihrer Seefahrt beobachtet hatte. Höhnisch lachte er vor sich hin. „Sieh, sieh,“ sprach er zu sich selber, „es ist mir doch recht lieb, daß ich jetzt weiß, weshalb die Jungfer Zimperlich so spröb gegen mich thut. Es geht doch nichts über das Lauschen!“

Es waren keine glücklichen Zeiten, in welchen die Bewohner der südlichen Bodenseegegenben dazumal lebten. Schon seit dem Jahre 1402 hatten sich die Appenzeller Landleute zur Abwehr der Bedrückungen des Abtes



von St. Gallen mit der Stadt St. Gallen verbündet. Der schlaue Abt Kuno von Staufeu wusste jedoch durch große Versprechungen die Stadt wieder von dem Bunde zu trennen und fiel nun, von den Adligen der Umgegend unterstützt, den Appenzellern ins Land. Diese aber erhielten Beistand von Schwyz und Glarus, besiegten den Abt bei Spiez, brachen hierauf mehrere Burgen ihrer adligen Wideracher und verbeerten das Stiftsland. Nun rief der Abt den Herzog Friedrich von Osterreich zu Hilfe, welcher auch bald, verbündet mit dem thurgauischen Adel, zwei Heere gegen „die Bauern“ führte. Aber die Appenzeller, unter dem Heerbefehl des Grafen von Werdenberg, welcher seinem Stande entjagt hatte und schlichter Landmann geworden war, gingen den Osterreichern entgegen und schlugen sie in den Schlachten am Stoß, bei Hauptlisburg und an der Wolfshalde. Jubelnd brachen sie jetzt auch die Burgen der thurgauischen Adligen und unternahm sodann im Jahre 1407 einen Rachezug gegen die im westlichen Tirol und in Vorarlberg ansässigen Ritter und Grafen. Sie wandten sich zunächst gegen die im äußern Walgau bei Gögis gelegenen beiden Montfort'schen Burgen Neu-Montfort und Sonderburg, welche nach kurzem Widerstande fielen und zerstört wurden. Dann zogen sie vor Feldkirch und die gleichfalls den Montforts gehörige Schattenburg und — die Bewohner des untern Rheinthal's und insbesondere die Bregenzer atmeten auf; denn die Letztern vor allen hatten Grund, zu befürchten, die Appenzeller würden jetzt zur Belagerung ihrer Stadt schreiten, da der ihnen verhaßte Landvogt von Thurgau, der als Minnesänger berühmt gewordene Graf Hugo von Montfort, der Freund Friedrichs von Osterreich, sich nach Bruch seiner thurgauischen Burg zu seinem Bruder Konrad geflüchtet hatte und von Burg Montfort aus Himmel und Erde in Bewegung setzte, um ein neues Heer zur Rache nahme an den „übermüthigen Bauern“ aufzubringen. Dadurch aber, daß diese wider alles Erwarten nach Einnahme der Burgen im äußern Walgau Nieme machten, auch ins innere Walgau einzufallen, schien zunächst die Gefahr für Bregenz und die Burg Montfort abgewendet und frohe Zuversicht begann daher wieder in aller Herzen Wurzel zu fassen, sowohl in der Stadt als auch besonders auf der Burg der schwergeprüften und geschädigten Grafen von Montfort.

Dies war der Stand der Dinge zu Anfang des Monats Oktober im Jahre 1407.

Trübe Wolken lagerten über dem Bodensee, der von wildem Sturme gepeitscht hochauf seine empörten Wogen türnte und sie brausend nach dem Ufer wälzte, daß sie sich donnernd am Rande desselben brachen und weithin das angrenzende Land mit schäumendem Gischt bespritzten.

Es war ein großartiges Schauspiel, das der See in seiner wilden Erregtheit bot, fast schöner noch zu schauen als jenes, das er in der ganzen Lieblichkeit jenes Maimorgens zeigte, von welchem eingangs unserer Erzählung die Rede war.

Wieder wie damals saß Gutta vor der Thüre der elterlichen Fischerhütte und ebenso wie dazumal glänzten Thränen in ihren Augen, während sie mit finster zusammengezogenen Brauen hinausschaute über den wildwogenden See. Damals weinte sie wegen der Gefahren, welche ihrer gleich einem Heiligthum im Herzen verschlossenen Liebe durch einen rohen Stiefvater und einen verhaßten Werber drohten, heute aber galten ihre Thränen der Zerstörung alles ihres Liebes- und Lebensglüdes durch — eben den Mann, welchen sie so heiß

geliebt hatte, durch den Junker Konrad, welcher, ihrer überdrüssig, sie verlassen und elend gemacht hatte, — Konrad, welcher am heutigen Morgen der schönen Gräfin Kunigunde von Hohenems seine Hand zum ewigen Bunde gereicht hatte und gegen Abend — in etwa einer Stunde — mit ihr einziehen sollte auf der stolzen Burg seiner Ahnen. Darum prangte auch heute Schloß Montfort in festlichem Schmucke und deshalb wehten von den Mauern und Zinnen die Banner und Standarten der beiden neuvereinten Familien mit ihren verbundenen Wappen. Hoch oben aber auf dem Hauptturme flatterte stolz die Fahne mit den Farben und dem Wappen des Hauses Montfort: der roten Kirchenfahne mit den drei goldenen Ringen im silbernen Felde.

Gutta sah nichts von der großartigen Schönheit des wildbewegten Sees, hörte nicht das Brausen seiner hochgehenden Wogen und fühlte nicht den spritzenden Schaum, der ihre nackten Füße benetzte. Unbeweglich saß sie, den Kopf auf die geballte Faust gestützt, und starrte vor sich hin; nur die unaufhaltsam über ihre bleichen Wangen rinnenden Thränen verrieten, daß sie lebte — und fühlte.

Plötzlich zuckte sie zusammen; es war ihr, als höre sie den Uferland unter eilig sich nahenden Schritten knirschen. Eine jähe Röthe ergoß sich über ihr Antlitz und wie ein Schimmer von freudigem Hoffen flog es über ihre starren, gramgefüllten Züge: für einen Moment konnte sie wähnen, der sich Nahende sei Junker Konrad, der treulose — noch immer geliebte. Sie schaute auf und — blickte in das häßliche Gesicht des roten Dietrich.

„Guten Morgen, Gutta,“ begann dieser, nachdem er sich einen Augenblick an der bestürzten Miene des Mädchens geweidet hatte. „Dast wohl einen andern als mich erwartet? Aber,“ fuhr er, mit dem Finger nach dem fahnen geschmückten Schlosse deutend und höhnisch dabei grinsend, fort, „der wird schwerlich wiederkommen, der hat jetzt keine Lust mehr — zu fischen!“

Gutta wandte sich erröthend ab. „Ich verstehe dich nicht,“ stammelte sie verlegen.

„Sieh, sieh,“ lachte der Rote, „du verstehst mich nicht, und ich rede doch so deutlich. Ich meine, der Junker Konrad wird sich jetzt nicht mehr von dir — in den See fahren lassen!“

Gutta biß sich auf die Lippen. „Was kümmert's mich und — dich?“ rief sie zornig.

„Je nun,“ erwiderte Dietrich achselzuckend, „mir freilich braucht nicht viel daran zu liegen, wohl aber dir!“

Erschreckt schaute das Mädchen in das höhnische Gesicht Dietrichs. „Was willst du damit sagen?“ fragte sie in ängstlicher Spannung.

Der Rote kniff pffiffig ein Auge zu und sprach: „Das weißt du nicht, Gutta? Wohl, ich will dir's erklären, will dir sagen, daß ich recht gut weiß, wie der Herr Junker zu fischen beliebt. Siehst du dort jenen Weidenbusch? Nun denn, ich sitze gern im schattigen Gezweig eines solchen, denn ohne selbst gesehen zu werden, kann man darin so manches sehen, was sonst immer ein Geheimnis bliebe. So sah ich, beispielsweise sei's gesagt, wiederholt, wie du den Junker hinausgerudert in den See, weit hinaus, so daß ich trotz meiner scharfen Augen nicht recht sehen konnte, wie sich der vornehme Fischer — beim Angeln anstellte!“

Dietrich machte eine Pause und Gutta atmete erleichtert auf; schon hoffte sie, der nichtswürdige Lauscher habe seine Absicht nicht erreicht und wolle ihr mit



seiner Erzählung nur eine Falle stellen, um sie zu einer unvorsichtigen Auserung und zum Verraten ihres Geheimnisses hinzureißen. „Nun, was ist da weiter dabei?“ sprach sie verächtlich lächelnd. „Um dies zu sehen, hättest du nicht nötig gehabt, in den Busch zu kriechen wie ein Fuchs oder Hund, der auf eine Beute lauert!“

Dietrich lächelte verschmüht und nickte dabei zustimmend mit dem Kopfe. „Allerdings,“ sprach er, „du hättest vollkommen recht, wenn dies — alles gewesen wäre, was ich sah!“

Gutta's Mienen nahmen wieder den Ausdruck lebhafter Besorgnis an, die sie vergeblich zu verbergen sich bemühte. „Wirklich?“ sprach sie etwas unsicher, „was hast du denn noch entdeckt?“

„D nicht viel,“ entgegnete der Rote, dem dieses Schweben seines Opfers zwischen Furcht und Hoffnung Freude zu machen schien, „ich bemerkte nur, daß der Junker bei der Rückkehr niemals auch nur einen einzigen kleinen Fisch gefangen hatte. Dies kam mir sonderbar vor,“ fuhr er höhnisch fort, „denn gerade an jener Stelle, wo der Rachen gewöhnlich hielt, giebt es Fische — viele schöne und große Fische, aber wie gesagt: keinen Schwanz, keine Flosse von einem Fisch brachte er heim. Da beschloß ich, der Sache auf den Grund zu kommen und — ich kam ihr auf den Grund!“

Dietrich machte abermals eine Pause, während welcher Gutta kaum zu atmen, viel weniger eine Frage zu stellen wagte. Der Rote aber beugte seinen Kopf tiefer zu dem Mädchen herab und fuhr, seine Stimme fast zum Flüsteren dämpfend, in seiner Erzählung fort: „Eines Abends — es war am 24. Juli — fuhrst du den Junker wieder hinaus. Es fing bereits an zu dämmern und der See war ziemlich bewegt. Holla, dachte ich bei mir, wer jetzt fischen will, ist entweder ein Dummkopf oder ein großer Pfiffikus, der schon weiß, wie er sein Fischlein locken muß; solltest doch einmal sehen, wie sich die Sache verhält, vielleicht kannst du von dem schönen Junker etwas lernen. So dachte ich, kroch auf dem Bauche aus meinem Busch hervor zum Strande des Sees und schlüpfte ins Wasser. Vorsichtig, ohne Geräusch zu machen, schwamm ich dem Rachen nach — du weißt ja, ich schwimme und tauche wie eine Ente — und war stets darauf bedacht, mich in so gehöriger Entfernung zu halten, daß mein häßlicher roter Kopf nicht



Dietrich machte abermals eine Pause, während welcher Gutta kaum zu atmen, viel weniger eine Frage zu stellen wagte.

von euch gesehen werden konnte. Manchmal, wenn mir's nötig schien, tauchte ich auch unter, schwamm eine weite Strecke unterm Wasser fort und hob endlich den Kopf wieder gerade so weit in die Höhe, als nötig war, eine Nase voll Luft zu schöpfen. So kam ich euch allmählich näher und näher und so sah ich denn endlich, daß der Junker — kein Dummkopf war; er hatte ein Fischlein gefangen, das seines Herzens Freude zu sein schien, denn er hielt es in den Armen und küßte es —“

„Still, um Gottes willen still!“ rief Gutta, ihr Antlitz mit den Händen bedeckend. „Kein Wort weiter, — ich — — ich bitte dich!“ fügte sie, ihren Widerwillen bezwingend bei. Dann aber, nach einer kleinen Weile des Bedenkens, richtete sie ihre dunkeln Augen

durchdringend auf Dietrich und sprach: „Warum sagst du mir dies alles?“

„Ich wollte dir fürs erste zu wissen thun, daß ich dein Geheimnis kenne!“ erwiderte Dietrich.

„Wohl, du weißt also, daß ich des Junkers Geliebte bin —“

„Das heißt,“ unterbrach sie der Rote höhnisch, „daß du kein Liebchen warst, denn du bist es nicht mehr — du bist eine Verlassene!“

Gutta senkte den Blick auf ihre im Schoß gefalteten Hände und schwieg. Da setzte sich Dietrich, ohne lang um Erlaubnis zu fragen, dicht neben sie auf die Bank und fuhr, seinen Mund ihrem Ohre nähernd, leise flüsternd fort: „Dann aber habe ich dir's gesagt, weil ich weiß, daß sich die Liebe einer Verlassenen in Haß verwandelt —“

Mit einem Ruck richtete Gutta bei diesen Worten ihren Kopf auf und wendete ihre blickenden Augen dem Roten zu. Dieser aber bemerkte mit geheimer Freude die Wirkung seiner Worte und vollendete den Gedanken seines begonnenen Satzes, indem er fortfuhr: — — „und daß die Betrogene nur noch ein Gefühl kennt — das der Rache!“

Wie elektrifiziert sprang Gutta jetzt auf. Rache, ja das war das rechte Wort, dies das einzige Gefühl, das sie durchbebt; der einzige Wunsch, dessen ihr verratenes und zerrissenes Herz noch fähig war; Rache wollte und mußte sie haben, Rache an ihm, der sie elend gemacht; und Rache an ihr, um derentwillen Konrad sie verlassen. „Ja,“ rief sie mit den Zähnen knirschend, „ich will mich rächen, — Schmach und Schande über mich, wenn ich's nicht thue! Aber wie,“ fuhr sie,



die geballte Faust an die Stirne pressend, fort, „wie kann ich's erreichen, — was kann ich thun, ich, die arme Fischerdirne gegen den mächtigen, vornehmen Herrn?“

Da faßte Dietrich die Hand des in wilder Leidenschaft glühenden Mädchens und sprach langsam, mit nachdrücklicher Betonung jedes einzelnen Wortes: „Du kannst dich rächen, wenn du nur willst; — kannst Vergeltung üben an dem vornehmen Herrn, der dich ungestraft betrügen zu dürfen glaubte, weil du nur eine niedrige Fischerstochter bist, — du kannst ihm an seinem Hochzeitstage Wermut in den Freudenbecher gießen: du kannst verhindern, daß er da oben seine Brautnacht feiert!“

„Wie — wie?“ rief Gutta jetzt mit blühenden Augen, „sage mir, wie ich dies erreichen kann!“

„Ich will es thun,“ erwiderte der Kote ruhig, „doch nicht umsonst!“

„So nenne den Preis!“

„Willige ein, mein Weib zu werden, und ich zeige dir den sichern Weg, der dich zu deinem Ziele führt!“

Gutta schauderte, aber der Sonnenschein ihres Glücks war ja ohnehin verblichen, ihr ganzes Leben zertrübt: was lag ihr daran, wenn sie den Rest desselben weibel „Woblan,“ sprach sie entschlossen, „wenn mir durch deinen Rat wirklich möglich wird, meine Rache zu befriedigen, — wenn sich erfüllt, was du mir versprichst, so mag es sein, so will ich dir — angehören!“

„Du gelobst es mir?“

Gutta sah ihn stolz an. „Wenn ich etwas verspreche,“ erwiderte sie, „so halte ich's, auch ohne Gelöbniß!“

„Gut, gut,“ antwortete Dietrich, befriedigt mit dem Kopfe nickend, „ich will deinem Worte vertrauen. Höre also: du weißt ohne Zweifel, — doch,“ unterbrach er sich plötzlich wieder, indem er sich sorgfältig nach allen Seiten umsah, „bist du auch sicher, daß uns niemand hören kann?“

„Niemand,“ gab Gutta zur Antwort.

„Auch deine Mutter nicht?“

„Die Mutter?“ entgegnete das Mädchen schmerzlich, „du weißt es ja, sie ist irrsinnig und vollkommen teilnahmslos für alles, was vorgeht; sie selbst,“ fügte sie nach einem kurzen Blick durch das halbgeöffnete Fenster bei, „dort sitzt sie am Herd und starrt in die Glut!“

„Hm!“ brummte Dietrich, nachdem er sich von der Richtigkeit des Gesagten überzeugt hatte, „ich will gleichwohl das Fenster schließen; gut ist gut und besser ist besser!“

Mit diesen Worten drückte er den Fensterflügel zu und begann sodann, wiederum neben Gutta Platz nehmend, nochmals seine unterbrochene Auseinandersetzung.

„Es ist dir ohne Zweifel bekannt, daß die Appenzeller mit unserm Grafen in Fehde liegen und schon drei seiner Burgen im Walgau gebrochen haben. Ebenso weißt du wohl, daß sie nach Zerstörung der Schattenburg, ohne sich um unsere Stadt und das Schloß da oben zu kümmern, ins innere Walgau eindringen — nicht wahr, dies ist dir doch bekannt?“

Gutta nickte mit dem Kopfe. „Ich weiß es,“ erwiderte sie, „und wie ganz Bregenz, so freute auch ich mich, daß allem Anscheine nach die Schrecken und Gefahren einer Belagerung von uns abgewendet sind!“

Dietrich lächelte hämisch. „Wenn du dich hierüber freust,“ sprach er leise, „so warst du unklug und — voreilig, denn wisse: sie haben sich nur scheinbar von Bregenz abgewendet; heute nacht wollen sie die Burg und die Stadt überrumpeln!“

„Jesus!“ rief da Gutta in jähem Schrecken aus, aber

Dietrichs Hand verschloß ihr alsbald die Lippen, daß sie unfähig war, noch etwas beizufügen.

„Still!“ raunte er ihr zu, „willst du unser Geheimniß verraten? Willst du's in die Welt hinausstreuen, daß — deine Rächer nahe sind?“

„Meine Rächer? — Die Appenzeller wären meine Rächer?“

„Ja,“ entgegnete Dietrich mit Entschiedenheit, „sie sind's! Die Appenzeller werden thun, was dir, der armen Fischerdirne, unmöglich wäre; sie, zweihundert tapfere, kampfsgeübte Männer werden es vollbringen, wenn — ich und du ihnen hierzu behilflich sein werden!“

Gutta zuckte kaum merklich zusammen und richtete ihren Blick fragend in das häßliche Antlitz des Versuchers. „Du und — ich?“ sprach sie. „Wie und auf welche Weise?“

Dietrich blickte vorsichtig nochmals rings umher, dann erst, nachdem er sich überzeugt hatte, daß kein Lauscher in der Nähe sei, begann er: „Der Graf von Werdenberg, der Heerführer der Appenzeller, wohl erkennend, daß es für ihn und seine Schar ein Ding der Unmöglichkeit sein würde, unsere feste Stadt und die noch festere Burg Montfort einzunehmen, hat beschloffen, durch List zu erreichen, was der offenen Gewalt versagt wäre. Im Laufe der heutigen Nacht wird er mit einem Belagerungsheere erscheinen, aber vorher suchte er nach einem Manne, der gegen eine Belohnung von 20 Goldgulden zur Nachtzeit auf geheimem Wege eine kleine, mit Sturmleitern versehene Schar entschlossener Männer über die Fluh<sup>\*)</sup> an die rückwärtige Mauerpforte führe, und ebenso nach einem Jemand, der für die gleiche Summe — um den Gebrauch der Sturmleitern unnötig zu machen — rechtzeitig diese Pforte öffne. Beide Leute hat er gefunden: ich werde deine Rächer heute nacht zur bezeichneten Pforte führen, sie einlassen aber — dies wirst du thun!“

„Ich?“ rief Gutta da aus, ohne ihren Schrecken über den ihr zugemuteten Verrat zu verbergen.

„Ja, du,“ sprach Dietrich unbeirrt weiter, „denn dir wird leicht möglich sein, mit einer Tracht frischer Seefische ins Schloß zu gelangen und unter dem Vorwand, die Festlichkeit sehen zu wollen, bei Burkhard Mangolds<sup>\*\*)</sup> Weib, deiner Gömmerin, zu verbleiben. Um Mitternacht aber, wenn die sorglosen, vom Festwein trunkenen Wächter ohne Zweifel schlafen, schleichst du zur Pforte und schiebst leise den Riegel zurück.“

„Nein, nein!“ rief Gutta voll Absehen aus. „Niemand werde ich dies Mittel für meine Rache benutzen, nie versuchen, den an mir begangenen schlimmen Verrat durch noch schlimmern zu bestrafen!“

Der Kote zog die Augenbrauen in die Höhe. „Und weshalb nicht?“ fragte er lauernd.

„Weil meine Rache mit dem allein Schuldigen auch viele Unschuldige mittrübe.“

Dietrich lachte höhnisch laut auf. „Unschuldige?“ sprach er mit einer verächtlichen Gebärde, „wen meinst du damit?“

„Den Herrn Grafen,“ erwiderte Gutta mit edlem Unwillen, „und die edle Frau Gräfin, welche stets voll Güte gegen meine arme Mutter uns mich waren — —“

— „und die den Clenden gezeugt und groß gezogen haben, der so schmählich mit dir spielte und dich um

\*) Die Fluh ist ein kleines, am Südbang des Pfänderberges über der ehemaligen Burg gelegenes Dorf.

\*\*) Burkhard Mangold war der treue Diener des Grafen Hugo, der die Minnelieder desselben sammelte und komponierte.



dein Glück betrog," fuhr Dietrich höhrend dazwischen. „Sollte dies für dich nicht hinreichender Grund sein, diese Eltern mitzubestrafen?"

Gutta antwortete nicht; sie stand, die geballte Faust auf ihr stürmisch pochendes Herz drückend, mit zur Erde gesenkten Blicken da, aber ihre aufeinandergebissenen Zähne und der mehr und mehr sich verfinstrende Ausdruck ihrer Züge verrieten dem Noten nur allzudeutlich, daß seine Worte in ihrem Herzen auf fruchtbares Erdreich gefallen, daß sie gegen fortgesetzte Aufreizungen nicht unempfindlich sein und endlich sich zur That überreden lassen werde. Zutraulich rühte er ihr deshalb etwas näher, um ihre Leidenschaft durch seine Stachelreden noch mehr zu erregen und sie schließlich seinen Wünschen fügsam zu machen.

„Gutta," begann er leise flüsternd wieder, „sei nicht dumm und weise die einzige Gelegenheit, die dir widerfahrene Unbill zu rächen, nicht von der Hand. Rache ist süß, glaube mir, und keine Sünde, denn: „Wie du mir, so ich dir" gilt in aller Welt als guter und gerechter Spruch. Du übst nur Gerechtigkeit, wenn du Ubles mit Ublem vergiltst und — was braucht es dich zu kümmern, wenn die hochmütigen Alten dabei gleichfalls ein Ungemach erleiden? Es trifft sie nicht unverschuldet; sie haben es verdient — hundertfach verdient an dem armen Volk, durch dessen Schweiß und Blut sie sich mästen, während sie in fauler Wohllebigkeit auf ihrem Schlosse sitzen. Oder hältst du es vielleicht für gerecht, daß wir Fischer den zehnten Fisch, den wir mit Mühe, Not und Gefahr gefangen, aufs Schloß tragen müssen, — daß die zehnte Metze Hafer oder Korn, die der Bauer pflanzt, das zehnte Faß Wein, das der Winzer feldert, dem Schloßherrn gehören? Ist es recht, daß das zehnte Kalb oder das zehnte Füllen, welches der Landwirt züchtet, in die Ställe des Grafen geliefert werden muß? Ist es billig, daß die Bewohner des gesamten Bezirks zum Vorteil des Herrn Grafen, wann es ihm beliebt, ohne jeglichen Lohn schafften und fronen müssen? Nein, zehnmal nein! Dies ist ein Unrecht, das sie, wie diese stolzen Adligen alle, dem armen Volke zufügen, als ob es von Gottes und Rechts wegen so sein müsse, — ein Unrecht, welches das Volk schwer empfindet und alle die Zeit her nur deshalb ertug, weil ihm die Macht fehlte, sich desselben zu erwehren. Jetzt aber kommen die Appenzeller: die Bauern kommen über die Herren, die uns bedrücken, sie bringen die Strafe und Rache für die seit langer Zeit verübten Frevel und Verbrechen und uns selbst die Freiheit von dem Joch, in das wir wie Stiere gespartet sind. Ist's da nicht unsere Pflicht, mitzuhelfen an dem Werke, das unsere Freunde und Nachbarn zu unserm Besten unternehmen? Müßten wir ihnen nicht Hilfe und Vorschub leisten, damit die Herrenburg da oben fällt wie die im Thurgau und Walgau? Es gilt unsere Freiheit, Gutta, das Glück und die Wohlthat von Tausenden um ihre heiligsten Rechte betrogener Menschen! Willst du aus kleinlichen Bedenken deine Mithilfe zur Erreichung dieser für uns höchsten Güter versagen?"

Gutta stand noch immer schweigend, aber während Dietrich sprach, hatten ihre Züge unwillkürlich den Ausdruck der Überraschung und eines gewissen scheuen Erstaunens angenommen. So und über solche Dinge hatte noch niemals den Kopf über die Frage zerbrochen, ob die Herrschaft des Grafen als ein Ubel anzusehen sei oder nicht. Seit sie zu denken vermochte, sah der Graf von Montfort als Herr von Bregenz wie der ganzen ausgedehnten Grafschaft auf seiner festen Burg, und

es wäre ihr niemals eingefallen, dies nicht als sein wohlbegründetes, ihm von Gott und den Menschen verliehenes Recht anzusehen. Jetzt aber, von Dietrich darauf hingeleitet, konnte sie sich der Ansicht nicht verschließen, daß die Menschen, welche man die Unterthanen des Grafen nannte, glücklicher sein würden, wenn sie von der Herrschaft desselben befreit und aller Lasten, Zehnten und Fronen ledig sein würden. Gleichwohl jedoch warnte eine innere Stimme sie davor, die Hand zum Umsturz der bestehenden Verhältnisse zu bieten und einen Verrat zu begehen, — denn ein solcher, ein schändlicher Bruch des Vertrauens wurde ja von ihr verlangt, und dies wollte ihr nicht zu Sinne.

„Du magst vielleicht recht haben mit dem, was du sagtest, Dietrich," begann Gutta endlich nach längerem Nachdenken, „vielleicht auch nicht; wie könnte ich, ein armes, unwissendes Mädchen, hierüber entscheiden? Das eine aber weiß ich bestimmt, daß das, was du von mir zu thun verlangst, etwas Schlechtes ist — und solches zu begehen, ist mir wider die Natur!"

„Pah," machte Dietrich geringschätzig, „das siehst du jetzt, im ersten Augenblick, so an; bei reiflichem Überlegen wirst du anderer Ansicht sein, du wirst es für ein verdienstliches Werk halten, das Land und Leute dir danken werden!"

Wieder dachte Gutta nach und schüttelte endlich ablehnend den Kopf. „Wäre es auch zehnmal wahr, was du sagst: ich will, nein, ich kann keinen Verrat begehen!"

Wiederum brach Dietrich da in ein höhnisches Lachen aus. „Das heißt also, du willst schweigend als gehorjame Magd die Schande ertragen, die der Junker über dich gebracht, — willst darauf verzichten, dich dafür an ihm zu rächen, — willst wohl gar für sein und seiner Geliebten Glück beten — ha, ha, ha!"

Eine Blutwelle schoß bei diesen höhrenden Worten über Guttas Antlitz und ein Hornesblitz aus ihren dunkeln Augen traf den frechen Spötter. „Schweig," rief sie heftig, „wenn ich auf diese Weise mich nicht rächen will, so ist damit nicht gesagt, daß ich mich überhaupt nicht rächen will!"

„Das sind Redensarten," erwiderte Dietrich, indem er sich erhob. „Ich sehe jetzt deutlich, daß du das keine Herrchen zu sehr geliebt hast, um es hassen zu können; trotz allem, was dir der Junker angethan, liebst du ihn wohl noch!"

Gutta stampfte mit dem Fuße auf die Erde. „Und wenn dies auch so ist," schrie sie, die geballten Fäuste schüttelnd, „wenn auch mein thörichtes Herz noch an ihm hängt, ich werde mich dennoch rächen!"

„Ja wohl," sprach Dietrich wegwerfend, „mit der Zunge!"

„Ich werde ihn töten!"

„Mit Worten — zur That fehlt dir der Mut!"

„Er fehlt mir nicht," rief Gutta mit blitzenden Augen, „gieb mir nur ein Mittel an, ein anderes Mittel als jenes, welches du vorgeschlagen, ein solches, durch welches ich den Junker allein treffen kann!"

„So schleiche dich doch aufs Schloß, riße ihm mit einem Messerstoß die Haut und — lasse dich dafür aufs Rad schleiten!"

Gutta biß die Zähne übereinander und schwieg. „Oder sende ihm einen vergifteten Fisch," höhnte Dietrich wieder, „und lasse ihn freundlichst bitten, denselben mit seiner Liebsten kurz vor Schlafengehen zu verspeisen!"

Gutta warf ihm einen grimmigen Blick zu. „Du giebst mir Spott statt Rat!" rief sie wütend.

„Ich wollte dir nur zeigen, wie wenig möglich es



dir sein wird, auf irgend einem andern Wege deine Absicht zu erreichen, als dem, welchen ich dir bezeichnete," sprach Dietrich ruhig. "Du willst von dem einzigen Mittel, welches dir zu Gebote steht, keinen Gebrauch machen," fügte er bei, indem er sich scheinbar zum Weggeben anschickte, "so gib dem lieber gleich alle deine Rachepläne auf, denn du wirst sie niemals ausführen können. Lebe wohl und — wenn du zum Dank dafür, daß ich dir meinen Beistand leihen wollte, mich verraten willst, so kann ich's nicht hindern; der Junker wird dir's danken, wenn er, statt zum Schwert zu greifen, in kommender Nacht ungestört bei seiner Ehe- liebsten bleiben darf!"

Gutta machte eine heftige Gebärde und sah, wie im Kampf mit widerstreitenden Gefühlen, stier vor sich nieder. Als jedoch der Rote jetzt, ein Liedchen pfeifend, langsam hinwegschritt, folgte sie ihm mit glühenden Blicken, als hoffe sie, daß er zurückkehren oder wenigstens nach ihr umschauen werde. Aber weder das eine noch das andere geschah und immer größer wurde der Zwischenraum zwischen ihm und ihr. Da endlich richtete Gutta mit einem plötzlichen Entschlusse den Kopf auf und rief: "Dietrich!"

Der Rote blieb stehen und sah sich um. "Was soll's?" fragte er anscheinend gleichgültig.

Gutta winkte und Dietrich kam mit langsamen Schritten zu ihr zurück. "Was willst du noch von mir?" fragte er mit erzwungener Ruhe.

"Dietrich," sprach Gutta hastig, "gibst es wirklich keinen andern Weg, die Hochzeit da oben zu stören, — kein anderes Mittel, mich zu rächen?"

Der Rote zuckte lächelnd die Achseln. "Sahst du jemals die Taube den Falken überwältigen?" sprach er, die Arme über der breiten Brust kreuzend; "es giebt kein anderes Mittel als das eine, von mir vorge- schlagen!"

"Wohlan," sprach Gutta jetzt entschlossen, "so wähle ich dieses eine — ich öffne die Pforte!"

Dietrich hatte Mühe, seine Freude zu verbergen. "Sprichst du im Ernst, Gutta?" rief er innerlich jubelnd, "im vollen Ernst?"

Gutta nickte. "Am Mitternacht wird die Pforte geöffnet sein!" sprach sie ruhig.

Der Rote stieß, ohne sich weitem Zwang aufzuerlegen, einen Freudenruf aus. "Victoria," rief er, "und nochmals Victoria! Morgen um diese Zeit liegt die stolze Herrenburg in Trümmern und der Junker ist tot, ich schwöre dir's! Doch," fügte er, die struppigen Augenbrauen in die Höhe ziehend, bei, "wirst du mir dann auch Wort halten?"

"Wenn die That vollbracht und gelungen ist," entgegnete Gutta tonlos, "bin ich dein!"

"Sie wird gelingen," rief Dietrich, indem er die geballte Faust nach dem Schlosse schüttelte, "mein Doldh wird den Weg zu seinem Herzen finden, ich bürgte dir dafür. Deshalb," fügte er bei, indem er ein einfaches silbernes Ringlein, dessen Schild ein flammendes Herz zeigte, aus der Tasche zog, "betrachte ich dich als meine verlobte Braut und dessen zum Zeichen sollst du dies Ringlein tragen, — ich fand es heute früh im Uferlande und besser paßt es wohl für deine Hand als für die meine!"

Mit diesen Worten steckte er das Ringlein an den Zeigefinger der linken Hand Guttas, die es, ohne darauf zu achten, gegeben ließ. Als aber der häßliche Rotkopf hierauf noch seinen Arm um ihre Hüfte legen und sie küssen wollte, wehrte sie ihn mit unbezwinglichem Widerwillen ab. "Erst wenn du dein Ver-

sprechen gelöst hast," sprach sie, "bin ich durch das meinige gebunden; heute bin ich noch frei. Morgen, wenn du dir das Recht hiezu erworben hast, magst du mich küssen, ich werde mich nicht widersetzen oder sträuben. Jetzt geh, ich muß zur Mutter!"

Dietrich nickte mit dem Kopfe. "Leb wohl, süß Liebchen," sprach er, "und auf Wiedersehen!"

"Am Mitternacht!" entgegnete sie leise.

"An der Mauerpforte!" sprach Dietrich und schritt, ihr einen letzten Gruß zuwinkend, hinweg.

Gutta sah ihn, der seinen Weg nach dem Strain nahm, mit glühenden Blicken nach, bis er hinter den dafelbst stehenden Gebäuden verschwand. Dann senkte sie tief auf und schritt ins Innere der Hütte. Sie fand ihre Mutter noch am gleichen Platze am Herde sitzend und mit stumpfen Blicken in die Glut starrend. Der Anblick schnitt ihr ins Herz. Neben der Unglücklichen auf den Estrich niedertretend, ergriff sie sachte die Hand derselben und befragte sie sanft um ihr Befinden. Aber die Stumpfsinnige gab keine Antwort auf die gestellte Frage. Sie blieb völlig teilnahmslos und keine Veränderung im Ausdruck ihrer starren Gesichtszüge ließ erkennen, daß sie die Anwesenheit ihrer Tochter überhaupt bemerkt habe; nur ihr Blick, der bisher in die Glut auf dem Herde gerichtet gewesen, glitt langsam nieder auf die Hand, welche die ibrige gefaßt hielt. Da plötzlich, beim Anblick des Ringes mit dem flammenden Herzen, belebten sich ihre Züge in wunderbarer Weise; deutlich spiegelte sich in demselben der Ausdruck der Überraschung und der Freude wieder, während ihre Augen im Glanze geistigen Wiedererwachens und klaren Bewußtseins strahlten. Hastig, mit vor Aufregung zitternden Händen faßte sie die Hand, welche das Ringlein trug, und hob sie empor, dicht vor ihre Augen. Lange, während Gutta vor Erstaunen kaum zu atmen wagte, hafteten die Blicke der so plötzlich wieder in den Besitz ihrer Geisteskräfte gelangten Frau auf dem schmalen Silberreif; dann mit einemmale brach sie in Thränen aus und rief, ihre Lippen auf das Ringlein pressend, im Tone des herbsten Schmerzes aus: "Antonio, o mein Antonio!"

"Was hast du, Mutter?" fragte jetzt Gutta aufs tiefste bewegt. "Kennst du das Ringlein?"

"Ob ich es kenne?!" erwiderte die Arme schluchzend. "Ich selbst habe es vor langer Zeit deinem Vater Antonio geschenkt — und er trug es stets, bis zum Tage seines Todes. Da aber wurde es ihm mit allem, was er sonst besaß, von seinem blutigen Mörder geraubt. — Wo hast du das Ringlein her?!" schrie sie dann plötzlich mit schrecklicher Stimme. "Ja, Schändliche, hast du ihn erschlagen?!"

Und mit ungeahnter Kraft faßte die Wittende die Tochter an, daß diese die größte Mühe hatte, sich ihrer zu erwehren. "Mutter, Mutter," rief Gutta, indem sie auf jede mögliche Weise versuchte, die Unglückliche zu beruhigen, "bedenke doch: ich war ja damals, als mein Vater starb, noch ein Kind!"

Da ließ die Tobende ab von Gutta. "Es ist wahr," sprach sie tonlos, "du warst ein Kind — ein armes kleines Kind! Zudem hatte er dich ja so lieb — ach, so lieb, daß du unmöglich sein treues Herz hättest durchbohren können, — aber wer," schrie sie plötzlich wieder, "wer gab dir den Ring?!"

"Der rote Dietrich," rief Gutta, von entsetzlicher Ahnung erfüllt, aus, "er sagte, er habe ihn gefunden im Uferlande des Sees!"

"Gefunden?" schrie das Weib des Ermordeten jetzt mit drohender Gebärde, "den Ring, der so fest an An-



tonios Hand faß, daß der Mörder ihm den Finger ablösen mußte, um ihn an sich nehmen zu können, — diesen Ring gefunden?! Nein, nein," fuhr sie, sich hoch aufrichtend, fort, „nicht gefunden hat ihn der rote Dietrich, sondern geraubt; er — er ist der Mörder meines Vaters!"

Und als ob ihre wiedererwachte Geisteskraft nur ausgereicht hätte, um diese furchtbare Anklage aussprechen zu können, so sank das unglückliche Weib nach diesen Worten wie gebrochen auf den Sitz zurück und stierte wiederum mit weit aufgerissenen glanzlosen Augen in die Glut.

„Mutter, Mutter," rief Gutta da aufs tiefste entsetzt aus, „sprichst du wahr? Täuschst du dich nicht, indem du den Ring zu erkennen glaubst? — Sprich, Mutter, ist Dietrich wirklich der Mörder meines Vaters? — Herr, mein Gott," fuhr sie, ihre Hände ringend und den verzweiflungsvollen Blick zum Himmel erhebend, fort, „nur für eine Sekunde gib ihr noch einmal die Klarheit ihres Geistes zurück, damit sie meine Angst von mir nehmen und sagen kann: ich habe mich geirrt; der Ring ist nicht der, den ich zu erkennen glaubte; Dietrich ist nicht der Mörder! — Doch nein, nein," fuhr sie fort, nachdem sie sich vergeblich bemüht hatte, die Stumpfsinnige durch Vorhalten des Ringes nochmals geistig zu erregen und zum Sprechen zu bringen, „wie vermag ich zu zweifeln an dem, was der Allmächtige selbst durch ein Wunder bewiesen hat? Ein Wunder, ja ein großes und herrliches Wunder war das plötzliche Aufleuchten dieses unnachteten Geistes, — ein Wunder, das der barmherzige Gott in seiner Gnade und ewigen Güte vollbrachte, damit ich — mich schaudert vor der Entsetzlichkeit dieses Gedankens — ich, die Tochter des Gemordeten nicht das Weib seines Mörders würde! O Herr, mein Gott und Vater," betete Gutta sodann niederknieend zum Himmel empor, „ich danke dir, daß du mich vor solch gräßlichem Los bewahrtst und — Alsbarmherziger, jetzt erkenne ich dein wunderbares Walten — daß du mir noch zu rechter Zeit die Augen öffnete, so daß ich nunmehr erkenne, wie ich, von den Schlingen eines Böfewichts umgarnt, im Begriff war, selbst Böses zu thun. Vergieb mir diese schwere Schuld, o mein Gott, vergieb und lasse mich sie büßen und sühnen: ja sühnen will ich sie dadurch, daß ich alle Rachegedanken aufgebe, daß ich die Bedrohten warne und rette, alle — alle!"



„Was hast du, Mutter?" fragte jetzt Gutta aufs tiefste bewegt. „Kennst du das Ringlein?"

Rasch erhob sie sich und warf einen Blick durchs Fenster; draußen dämmerte es bereits. Gutta brachte daher die wieder völlig in ihren freibern Stumpfsinn versfallene Mutter so schnell wie möglich zu Bette, eilte sodann aus der Stube und schlug den kürzesten Weg durch die Stadt nach dem im Flaggenschmucke prangenden Schlosse ein.

Eine halbe Stunde später — kurz vor Sonnenuntergang — stand Gutta in dem Turmgemache, das Burkhard Mangold, der treue Diener des Grafen Hugo bewohnte, und bat den mit Zurüstungen für die angeordneten Festlichkeiten außerordentlich beschäftigten Alten flehentlichst, ihr Zutritt bei der gnädigen Frau Gräfin zu verschaffen. Aber Mangold schüttelte nur immer wieder den weißen Kopf und sprach endlich:

„Kind, Kind, was fällt dir ein? Es ist noch keine halbe Stunde her, daß die Frau Gräfin, die beiden Herren Grafen nebst den Neuvermählten hier eingezogen und vom Kaffeegestiegen sind. Die edle Dame hat deshalb weder Zeit noch Lust, dich zu empfangen und dein Bittgesuch anzuhören!"

„Aber es ist ja kein Bittgesuch, das ich der Frau Gräfin vorzubringen habe," erwiderte Gutta, ihr Bitten erneuernd, „es ist etwas, was die hochedle Frau und den Herrn Grafen selbst betrifft."

„Je nun," sprach Mangold ärgerlich, „dann wird's ja nichts so Wichtiges sein, daß es nicht bis morgen Zeit hätte!"

„Doch, doch, Herr Mangold," rief Gutta eifrig, „es ist etwas Wichtiges — etwas höchst Wichtiges!"

„Bah, das Wohl und Wehe des Hauses Montfort wird nicht davon abhängen!"

„Es hängt davon ab, sage ich Euch!" beteuerte Gutta. „O, ich beschwöre Euch, führt mich zu der Frau Gräfin!"

„Morgen!" knurrte Mangold ungeduldig. „Morgen — ist's zu spät!" rief Gutta, die Hände ringend, „denn das Unheil, das dem Schlosse, dem Herrn Grafen, der ganzen gräßlichen Familie, ja allen Bewohnern der Burg und der Stadt droht, wird unabwendbar heute um Mitternacht über sie hereinbrechen, wenn nicht schleunigst Fürsorge zu seiner Abwehr getroffen wird!"

Mangold horchte auf. „Was sagst du da, Mädel?" rief er unwillkürlich erschreckt aus. „Ein Unheil — um Mitternacht? Alle Wetter! — höre," fuhr er sodann nach kurzem Überlegen fort, „nachdem du soviel



ge sagt hast, sag auch noch mehr, damit ich klar sehe in der Sache, und wenn mir's dann nötig erscheint, werde ich dich sofort zu der Frau Gräfin führen!"

Gutta sah ein, daß sie, um ihren Wunsch gewährt zu sehen, dem Alten den Willen thun müsse, und berichtete ihm daher in möglichster Eile und Kürze, welche Gefahr dem Schlosse drohe, und auf welche Weise sie Mitwifferin des furchtbaren Planes geworden sei, natürlich ohne dabei der Gründe zu erwähnen, wegen deren der rote Dietrich sie zur Mithilfe an dem schändlichen Verrat aufgefordert hatte; diese — so nahm sich das Mädchen vor — wollte sie nur der Frau Gräfin und nur dann anvertrauen, wenn es die edle Frau als Beweis der Glaubwürdigkeit ihres Berichtes verlangen sollte.

Doch die Ablegung dieser Beichte blieb dem wackeren Mädchen glücklicherweise erspart, denn Mangold, höchst betroffen von Guttas Mitteilungen, sprach alsbald mit ernstem Wiegen seines weißen Hauptes: „Du hast recht, Mädel, das ist eine Sache von höchster Wichtigkeit, die sofort zur Kenntnis der Frau Gräfin — oder besser zu der des Herrn Grafen gelangen muß; folge mir sogleich zu ihm selbst, hier ist keine Zeit zu verlieren und jede Minute kostbar!"

Obgleich nun Gutta ihren Bericht lieber der Frau Gräfin erstattet hätte, wagte sie doch keine Einwendung zu machen und folgte daher dem als Führer voranschreitenden Alten über einen mit dem Hauptbau des Schlosses zusammenhängenden Verbindungsang und gelangte nach kurzer Frist mit ihm vor die Thüre des von dem Herrn Grafen Hugo von Montfort bewohnten Gemaches. Hier hieß er das Mädchen warten und trat ohne weiteres zu seinem Herrn in die Stube. Zufällig befand sich Graf Konrad gerade bei seinem Bruder, um sich vereint mit ihm nach dem zweistündigen scharfen Ritte durch einen Trunk zu erquicken, und Mangold hatte somit Gelegenheit, beiden zugleich die Nachricht von dem Plane der Appenzeller zu überbringen und zugleich zu berichten, daß das Mädchen, welches durch einen glücklichen Zufall Mitwifferin des Geheimnisses geworden sei, vor der Thüre zur Vernehmung bereit stehe.

Graf Konrad lehnte sich bei der unwillkommenen Nachricht in seinem Stuhle zurück und starckte den Überbringer derselben mit einem Gesichte an, das deutlich seine Zweifel an der Richtigkeit des Gehörten verriet. „Die Appenzeller?“ sprach er mit ungläubigem Lächeln. „Warum nicht gar! Wir ritten doch — unter starker Bedeckung freilich — von Hohenems das Rheinthäl herab, aber nirgends war eine Spur von ihnen zu entdecken!"

Der biedere Minnesänger aber nahm erst einen tüchtigen Schluck aus seinem frisch gefüllten Humpen und rief dann: „He, alter Freund, dir träumt's wohl! Das Bauerngesindel ist ja nach der Zerstörung der Schattensburg — die schwer an ihnen gerächt werden soll — ins innere Walgau und vor Bludenz gezogen. Wie kämen sie nun so plötzlich vor Bregenz? Sie können doch nicht fliegen!"

„Wie dies möglich ist," erwiderte Mangold mit ernster Miene, „dies, edler Herr, mag Euch, so Ihr's verlangt, das Mädchen selbst erklären, das mir's berichtet. Ich kann Euch nur daran erinnern, wie flink die Bauern im Thurgau waren, wo sie eine Burg nach der andern brachen, ehe man Zeit hatte, sich zu ihrem Empfange zu rüsten. Der Werdenberger ist ein tüchtiger Führer und Kriegsmann!"

„Der Werdenberg — Gott verdamme ihn, den Ab-

trümmigen — der, seiner Ahnen und Ritterpflichten vergebend, ein Bauer wurde, um seine frühern Standesgenossen zu bekämpfen!" schnaubte Hugo von Montfort. „Doch du hast recht, alter Mangold," fuhr er fort, „der vormalige Graf — Fluch über ihn — versteht sich nur allzugut auf das Kriegshandwerk und besonders auf ungeahnte Überfälle: zu meinem eigenen Schaden habe ich dies erfahren! Deshalb, Bruder Konrad," wandte er sich an diesen, „meine auch ich, wir sollten vor allen Dingen den Bericht des Mädels hören; es steht uns dann ja immer frei, so viel oder so wenig davon zu glauben, als uns gut dünkt!"

Mit diesen Worten ergriff der ritterliche Minnesänger wiederum seinen mächtigen Humpen und that so viele gewaltige Züge daraus, als ihm zur Bewältigung des Argers, den ihm Mangolds Nachricht verursacht hatte, notwendig dünken mochte. Graf Konrad aber that bedächtig erst desgleichen, nickte dann zum Zeichen seines Einverständnisses energisch mit dem Kopfe und befahl, das Mädchen vorzuführen.

Schüchtern, von Mangold geführt, trat Gutta ein und blieb nach einer ehrfurchtsvollen Verbeugung errotend und mit hochklopfendem Herzen an der Thüre stehen.

Des alten Minnesängers Remerblick ruhte wohlgefällig auf der schlanken Gestalt und den lieblichen Zügen Guttas. Heimlich winkte er seinem Bruder zu und dieser winkte ihm lächelnd wieder mit einem Blicke, der in Worte übersetzt so viel besagen sollte als: „Ja, ja, unsere Bregenser Mädchen können sich sehen lassen; an unserm herrlichen See gedeihen eben neben dem Wein auch die Mägdlein prächtig, — aber der Wein ist mir doch das liebere." Damit nahm er nochmals einen kräftigen Schluck aus dem nie vertiegenden Pokal. Graf Hugo aber fuhr sich, verständnisvoll lächelnd, mit der Hand über die spärlichen grauen Haare, die seinen Scheitel bedeckten, und dachte an den Anfang eines seiner vor langer Zeit gedichteten Minnelieder:

O Jugendzeit, o goldne Zeit,

Da Lieb um Liebe wirbt und freit, —

und für sich, anknüpfend an seine innerlichen Reflexionen, setzte er in Gedanken einen weitem Reim hinzu:

„Wie liegst du hinter mir so weit!"

Darum griff auch er nach dem Pokale, seiner noch einzigen Liebe, und nahm einen tiefbetäubten Schluck. Dann wandte er sich zu der an der Thüre stehenden Gutta, indem er mit freundlichem Tone zu ihr sprach: „Komm näher, Mägdlein, und fürchte dich nicht; sag uns, was du zu sagen weißt von einem Überfall, den die Appenzeller beabsichtigen, obwohl wir vor einem solchen, wie mir dünkt, nicht allzu große Besorgnis zu hegen brauchen!"

Gutta folgte der ihr gewordenen Weisung und trat, wiewohl zagend, zu dem Tische der beiden Grafen heran. „Gnädigste Herren," begann sie sodann nach einer nochmaligen tiefen Verbeugung, „wollt Euch dieser Meinung nicht allzu vertrauensvoll hingeben und möget vor allem überzeugt sein, daß das, was ich Euch zu berichten habe, die lautere Wahrheit ist; ich schwöre es Euch bei der heiligen Jungfrau!" — Und mit fester Stimme erzählte sie hierauf, welches Anstehen der rote Dietrich am Nachmittage an sie gestellt und wie er mit gleichnerischen Worten und Versprechungen — sie verschwieg diesen Umstand keineswegs — verstanden habe, sie dem Plane geneigt zu machen. Sodann berichtete sie, wie Dietrich ihr, die er seit lange zum Weibe begehrte, endlich ein Klinglein an den Finger gestekt habe, das durch ein Wunder, welches Gott in seiner Allmacht



an ihrer geisteskranken Mutter verrichtet, den Glenden als den wahrscheinlichen Mörder ihres eigenen Vaters enthüllt habe. „Seht her, edle Herren,“ fügte sie dann bei, indem sie den Silberreif an ihrer Hand zeigte, „dies ist das Ringlein, — und Gott hat in seiner Gnade mich gleichzeitig dadurch erkennen lassen, daß ich durch Begehen der That, die Dietrich mir als notwendig für die Sache der Freiheit des Volkes pries, die Teilnehmerin an einem schändlichen Verrate und Verbrechen wäre, und deshalb — schloß sie — stehe ich hier, hoch-edle Herren, um Euch zu warnen und zu bitten, Maßregeln zu ergreifen, die das drohende Unheil von Euch, der Burg und der ganzen Stadt abwenden möchten!“

Gutta schwieg und die beiden Grafen sahen sich mit bestürzten Mienen an. „Teufel,“ sprach zuerst Graf Hugo, „das ist ernsthafter, als ich gedacht! Was hältst du davon, Bruder Konrad?“

„Ich meine, das Mädchen hat die Wahrheit gesprochen,“ entgegnete der Graf, „und ich wollte darauf schwören, daß die Bauern uns wirklich und wahrhaftig für heute nacht einen Besuch zugebracht haben!“

„Meiner Treu,“ rief jetzt Hugo, „so denke auch ich, kann ich gleich nicht begreifen, wo das Gefindel herkommen soll. Doch sprich, wie steht es um die Mauern der Burg, — sie sind doch fest?“

„So fest wie die Felsen, auf welchen sie stehen,“ erwiderte Graf Konrad, „und hoch genug, daß die Appenzeller Käsbauern Klügel haben müßten, um herüberzukommen!“

„Und wie stark ist die Bemannung?“

„Sechzig Knapen und Knechte,“ war die zuversichtliche Antwort Konrads; „denn zum Glück ist die Mann-

schaft, welche uns als Bedeckung von Hohenems hierher geleitet, noch vollzählig und wohlbewaffnet auf der Burg.“

„Gut, gut,“ sprach befriedigt der ritterliche Minnesänger, „sechzig Mann werden mehr als genügen, jeden Sturmversuch abzuschlagen. So, so, sie sollen sich blutige Köpfe holen! — Doch wie steht es um die Stadt?“

„Auch die Stadtmauern sind in gutem Stande, die Thore fest und die mutige, tapferere Bürgerschaft wird sie aufs äußerste zu verteidigen wissen,“ sprach Konrad wieder. „Freilich ist die Zahl der Kampffähigen nur gering, höchstens 200 Mann, die übrigen Bewohner sind Greise, Weiber und Kinder!“<sup>\*)</sup>

\*) Bregenz hatte zu jener Zeit eine Einwohnerschaft von etwa 1000 Seelen.

„D,“ rief jetzt Gutta begeistert, „auch die Greise und selbst die Weiber werden kämpfen, wenn es die Rettung der Stadt gilt!“

Graf Konrad nickte ihr lächelnd zu. „Du bist ein wackeres und tapferes Mägdlein,“ sprach er freundlich, „und ich glaube selbst von meinen Bregenzern, daß jeder zu den Mauern eilen wird, der eine Waffe tragen kann; aber leider fehlt es an solchen in der guten Stadt!“

„So öffne deine Rüstkammern,“ sprach Graf Hugo mit vor Kampflust leuchtenden Augen. „Lasse alles an die Bürger verteilen, was zur Verteidigung des Schlosses selbst entbehrlich ist. Du, Konrad, magst Johann, wie sich's für den Herrn vom Haus geziemt, die Verteidigung der Burg übernehmen; dein Sohn Konrad soll dir hiebei behilflich sein, obgleich der arme Junge,“ fügte er scherzend bei, „wohl kaum darauf vorbereitet war, die Nacht über im Harnisch zu stehen. Ich selbst aber will die Verteidigung der Stadt und ihrer Mauern leisten!“

Mit diesen Worten schritt der ritterliche Minnesänger aus der Stube. Graf Konrad aber trat zu Gutta, klopfte ihr freundlich die Wange und sprach: „Nimm für jetzt meinen Dank entgegen, wackeres Mädchen, für deine Warnung, durch welche mir's mit Gottes Hilfe gelingen wird, mich, die Meinigen und die Stadt vor schwerem Unheil zu bewahren. Habe ich dies jedoch erreicht, dann soll es mein erstes sein, deine Treue zu belohnen, wie sie es verdient!“

„D quäd'ger Herr,“ stammelte Gutta beschämt, „es war mir nicht um Lohn zu thun.“

„Ich weiß es, liebes Kind,“ unterbrach sie der Graf, „weiß, daß du nur deinem Pflichtgefühl folgest. Aber auch ich erfülle nur eine Pflicht, wenn ich Treue und Redlichkeit belohne. Deshalb erstatte ich dir für den Augenblick meinen Dank nur in Worten; später, nach Anwendung aller Gefahr, werde ich darauf bedacht sein, ihn dir auch in anderer Weise zu Bethätigen. Geh jetzt, Kind, geh mit Gott!“

Gutta verbeugte sich tief vor dem edlen Herrn und verließ, von Mangold geleitet, wiederum die Stube. Hastig eilten beide, schweigend nebeneinander herschreitend, über Gänge und Treppen nach dem Schloßhofe und dem großen, der Stadt zugewendeten Hauptthore, wo sich Gutta von ihrem Führer verabschieden wollte. Mangold aber hielt sie zurück. „Verweile noch einen Augenblick, Mädel,“ begann er mit nachdenklicher Miene, „Wenn die Appenzeller heute nacht vor die Stadt ziehen,

nicht; sag uns, was du zu sagen weißt.“

„Ich erfülle nur eine Pflicht, wenn ich Treue und Redlichkeit belohne. Deshalb erstatte ich dir für den Augenblick meinen Dank nur in Worten; später, nach Anwendung aller Gefahr, werde ich darauf bedacht sein, ihn dir auch in anderer Weise zu Bethätigen. Geh jetzt, Kind, geh mit Gott!“

Gutta verbeugte sich tief vor dem edlen Herrn und verließ, von Mangold geleitet, wiederum die Stube. Hastig eilten beide, schweigend nebeneinander herschreitend, über Gänge und Treppen nach dem Schloßhofe und dem großen, der Stadt zugewendeten Hauptthore, wo sich Gutta von ihrem Führer verabschieden wollte. Mangold aber hielt sie zurück. „Verweile noch einen Augenblick, Mädel,“ begann er mit nachdenklicher Miene, „Wenn die Appenzeller heute nacht vor die Stadt ziehen,



„Komm näher, Mägdlein, und fürchte dich nicht; sag uns, was du zu sagen weißt.“



was nach dem, was du erzähltest, nicht zu bezweifeln ist, so dürfte das Verbleiben in eurer Hütte, außerhalb der Stadtmauern, etwas gefährlich sein; denn Kriegerleute im allgemeinen und die Appenzeller Bauern im besondern pflegen nicht allzu höflich oder fein in Feindesland zu verfahren, — ich weiß, wie sie im Thurgau gebaut haben. Darum meine ich, du solltest mit deiner Mutter baldmöglichst ein Unterkommen in der Stadt suchen, um so mehr, als dein Stiefvater beim Waffendienst auf den Mauern wird mitwirken müssen!"

Gutta erschrak, denn an eine ihrer Mutter und ihr selbst drohende Gefahr hatte sie noch gar nicht gedacht. Aber Mangolds Befürchtung war ohne allen Zweifel eine wohlbegründete; in der Fischerhütte am See war beim Anrücken des Bauernheeres nicht zu verbleiben. Aber wen in der Stadt sollte Gutta um Aufnahme für sich und die Mutter bitten?

"Ihr habt recht, Herr Mangold," sprach sie endlich nach längerem Nachsinnen, "wir müssen die Hütte verlassen; aber wohin sollen wir uns wenden? Wir haben keine Verwandten oder Freunde in der Stadt."

"Hm, hm!" machte Mangold, indem er, wie dies beim Erwägen bedenklicher Fälle seine Gewohnheit war, den Zeigefinger an die Nase legte, "das ist schlimm; doch weißt du was, Gutta? Bringe deine Mutter in Gottes Namen herauf in unsern Turm, meine Alte und ich werden schon noch ein Plätzchen für euch übrig haben!"

Ohne Zögern nahm Gutta den Vorschlag des biedern Helfers in der Not mit herzlichsten Dankesworten an und enteilte, denn schon begann es zu dunkeln. Mangold aber ging zurück in seine Turmwohnung, um mit Hilfe seiner "Alten" die nötigen Vorbereitungen zur Unterkunft seiner Gäste zu treffen.

Unmittelbar nachher begann ein rühriges Treiben in dem von Fackeln erhellten Schloßhofe. Einige Knechte schleppten eisenschlagene Speere, andere eine Anzahl Armbrüste nebst den dazu gehörigen Pfeilen, wieder andere große Schwerter, sogenannte "Zweihänder", Harnische und Sturmhauben herbei und legten sie in voneinander abgetrennten Haufen, zur Verteilung an die Bregenser Bürger bereit, auf die Erde nieder. Gleichzeitig musterte Graf Konrad die durch ein Trompetensignal rasch zusammengerufenen Knappen und Reifigen, welche die Verteidigung des Schloßes übernehmen sollten, und teilte ihnen in Kürze mit, wessen man für die Nacht gewärtig sein müsse. Sodann wurde ein Teil der Mannschaft zur Übernahme des Wachedienstes in die Mauertürme befehligt, einzelne Posten auf dem Mauerkranz aufgestellt und der Rest der Reifigen inmitten des großen Hofraumes als eine Art Reserve gelagert, um sie bei einem Angriff jeweils nach dem am meisten bedrohten Punkten dirigieren zu können. Zum Führer dieser aus etwa einem Drittel sämtlicher Reifigen und Knechte bestehenden Abteilung wurde Junker Konrad ernannt, der — mit etwas verdrießlicher Miene freilich — vollständig gewappnet mit seinem Vater im Hofraume erschienen war und sofort den ihm überwiesenen Dienst antrat.

Zur selben Zeit wurden auch in Bregenz alle Vorbereitungen zu einer wirksamen Verteidigung gegen den beabsichtigten Überfall getroffen. Graf Hugo hatte sein Roß bestiegen und war hinabgeeeilt in die sorglose Stadt, wo er zunächst durch Läuten der Stürglocke die Bürgerschaft alarmieren und beim Rathause sich versammeln ließ. Mit lauter Stimme, vom Roß herab sprechend, kündigte er sodann den Überraschten an, welchen Plan die Appenzeller auszuführen gedächten, und forderte die Bürger zu mannhafem Widerstand gegen die über-

mühtigen Bauern auf. Ein kräftiges Hoch auf die Grafen von Montfort war die begeisterte Antwort auf die Ansprache des tapfern Minnesängers, der alsbald die Kampffähigen sich in einen besondern Haufen aufstellen und zählen ließ. Es ergab sich ein beträchtlich günstigeres Resultat, als Graf Konrad von Montfort bei der Vorberatung angenommen hatte; es waren nämlich 283 kampfesmutige Männer, unter ihnen freilich fast ein Drittel kaum den Kinderstuhlen entwachsene Knaben, ferner Greise und Gebrechliche. Aber Graf Hugo wies auch diese letztern nicht zurück, denn zum Dienste auf den Mauern und besonders zum Wachedienst waren sie immerhin zu gebrauchen. Sodann ließ der Graf alle diejenigen, welche schlechte oder gar keine Waffen hatten, an eine abgeforderte Stelle treten. Es waren 150 Mann, die sofort nach dem Schlosse zum Empfang der fehlenden Waffen gesendet wurden. Die Besitzer eigener Waffen aber übernahmen alsbald in ähnlicher Weise wie auf dem Schlosse den Wache- und Sicherungsdienst auf den Mauern. Die Thore wurden sodann verschlossen, nachdem vorher noch die außerhalb der Stadt wohnenden Ortsangehörigen so viel als thunlich ein Unterkommen in der Stadt gesucht hatten.

Auch Gutta hatte — allerdings fast nur durch Anwendung von Gewalt — ihre Mutter dazu vermocht, sich von ihrem Lager zu erheben und mit ihr nach dem Schlosse zu wandern. Sie wurden, dank der Fürsorge Mangolds, der die Thorwache von dem Kommen der beiden Frauen in Kenntnis gesetzt hatte, alsbald eingelassen, und unter dem Lärm der Vorbereitungen zum Kampfe gelang es Gutta, unbemerkt von dem Junker — wie sie gehofft hatte — mit ihrer Mutter in Mangolds Turmwohnung zu gelangen. Fieblich wurden die beiden Flüchtlinge daselbst von Mangolds Frau aufgenommen, die das oberste, dicht unterm Dach gelegene und mit vier schmalen, schartenähnlichen Fenstern versehene Gemach für sie hergerichtet hatte. Ein gutes Bett für die Kranke stand in der einen Ecke, während in der andern ein mit Spreu gefüllter Sack nebst einer warmen Decke als Lager für Gutta bereitet war. Auch für einen Imbiß hatte die wackere Hausfrau gesorgt, für einen tüchtigen Haferbrei, der nebst einem Laibe rauhen, aber kräftigen Roggenbrotens auf einem mit sauberem Linnen gedeckten Tische stand. Guttas Mutter konnte auch dem verlockenden Anblick nicht widerstehen und machte sich mit dem Geisteskranken eigenen Heißhunger über das herrlich duftende Gericht her; Gutta selbst aber war gemüthlich viel zu sehr erregt, als daß sie imstande gewesen wäre, einen Bissen zu sich zu nehmen. Sie saß schweigend am Tische und gedachte, während die Mutter aß, aller der Ereignisse, die in so rascher Folge über sie gekommen waren: ihrer eigenen Thorheit, mit der sie blindlings den Schwüren des so hoch über ihr stehenden Junkers vertraut hatte, — ihrer Verzweiflung und ihrer Rachegedanken, als sie sich verraten sah, — der Versuchung des roten Dietrich, und endlich der furchtbaren Entdeckung, die sie durch Gottes gnädige Fügung gemacht, daß der schändliche Versuchler, dem sie sich ganz zu eigen geben wollte, aller Wahrscheinlichkeit nach der Mörder ihres nie vergessenen, geliebten Vaters sei. Thränen rollten bei diesem Gedanken über ihre Wangen und ein heißes Dankgebet stieg aus ihrem übervollen Herzen zu Gott empor, der so gnädig über ihr gewaltet hatte.

Endlich hatte die Mutter ihr Mahl beendet und Gutta konnte sie zu Bette bringen, wo die Ermüdete alsbald in Schlaf versank. Sie selbst aber war weder müde noch schläfrig. Sie trat ans Fenster und sah hinab auf



das geschäftige Treiben im Hofe, das Hin- und Herrennen der Reiligen und Knechte, das Zutragen und Verteilen der Waffen und das Aufziehen der Wachen und Posten auf den Mauern. Einzelne Personen, insbesondere den Junker, welchen Guttas späherndes Auge im allgemeinen Gewühle suchte, vermochte sie jedoch nicht zu erkennen; hiezu war das Facellicht im Hofraum zu unstat und die Höhe des Turmes zu beträchtlich.

Allmählich ward es unten stiller und endlich trat vollkommene Ruhe ein; es war nicht mehr weit bis Mitternacht. Da öffnete sich plötzlich die Thüre des niedrigen Gemaches und Mangold erschien auf der Schwelle. „Kind,“ sprach er leise, um die schlafende Kranke nicht zu wecken, zu dem Mädchen, „der Herr Graf, den ich von deinem Hiersein in Kenntnis setzte, verlangt dich zu sprechen: folge mir zu ihm!“

Gutta warf einen Blick auf ihre Mutter; diese schlief fest. Die sorgsame Tochter konnte deshalb wohl wagen, sie für kurze Zeit zu verlassen. Leise, auf den Zehen, schlich sie aus dem Gemach und folgte Mangold über die steile Treppe nach dem Hofe. Mit hochklopfendem Herzen durchschritt sie letztern, — es war ja nur allzu wahrscheinlich, daß der Junker sie auf diesem Wege erblicken würde. Aber was sie befürchtete, geschah nicht. Sie zwar sah ihn im Eisenkleide, das blanke Schwert in der Faust, im Halbdunkel inmitten seiner Knechte stehen; er aber achtete nicht auf die Vorübergehende, er mochte sie wohl für eine der Mägde des Schlosses halten.

Nach wenigen weitem Schritten stand sie vor dem Grafen Konrad, der in der Nähe der kleinen Mauerpforte, welche Gutta öffnen sollte, sich aufgestellt hatte. „Höre, Mägdlein,“ begann der Graf leise, „ich habe einen Plan eronnen, wie ich mit deiner Hilfe des roten Dietrich, der Burg und Stadt an die Appenzeller verraten wollte, habhaft werden mag. Ich glaube nämlich zuverlässlich, daß der Schurke sich zuerst allein nach der Pforte schleichen wird, um sich zu überzeugen, ob sie wirklich geöffnet ist. Deshalb habe ich den Wachen auf der Mauer anbefohlen, sich versteckt zu halten und den einzelnen ungehindert herankommen zu lassen. Thut er dies nun, so öffne den rechten Thorflügel und verleihe ihn unter dem Vorwand, du vermöchtest den Riegel am linken Flügel nicht zu ziehen, daß er hereintritt. Leistet er Folge, so wird, sobald er den Riegel zurückschiebt, das vor der Pforte befindliche eiserne Fallgitter herabstürzen und ihm den Rückgang abschneiden. Gleichzeitig fallen meine im Dunkel der Mauernischen versteckten Knechte über ihn her und fassen ihn. Hast du mich verstanden?“

„Ja, gnädigster Herr!“

„Und hast du Mut genug und kaltes Blut zur Ausführung der That?“

Gutta zögerte einen Augenblick mit der Antwort; dann aber, emer plötzlichen Eingebung folgend, erwiderte sie: „Ich glaube es bestimmt, gnädigster Herr!“

„Nun denn, so mache deine Sache gut!“ sprach der Graf ermutigend, „sei ohne Furcht, es kann dir nichts dabei geschehen: meine Knechte stehen zu deinem Schutze bereit. Geh jetzt, Kind, es ist Zeit!“

Gutta gehorchte und trat an die ihr bezeichnete Stelle, während der Graf sich zu seinen bereits im Verstecke liegenden Knechten begab. Es war ihr seltsam zu Mut. Was der Graf von ihr verlangt hatte und was sie jetzt auszuführen im Begriffe war, kostete sie eine gewisse Überwindung, denn es war — auch ein Verrat, durch welchen ein Mensch, wenngleich ein schlechter und verabscheuungswürdiger Mensch, unfehlbar in Gefangen-

schaft und Tod gestürzt werden mußte. Wäre Gutta nun vollkommen überzeugt gewesen, daß er es war, der ihren Vater erschlug, so hätte sie nicht im geringsten Anstand genommen, das Verlangen des Grafen zu erfüllen. Aber es war ja immerhin auch möglich, daß ein anderer das dem Ermordeten geraubte Klinglein verloren und Dietrich dasselbe in Wahrheit nur gefunden habe; in diesem Falle würde sie nun einen an der Bluthat Unschuldigen ihrem Wahne opfern. Dieser Gedanke quälte und peinigte sie. Doch es gab ja ein Mittel, ehe sie Dietrich unabwendbar dem Hente auslieferte, noch im letzten Momente die Wahrheit zu erfahren, und sie beschloß, es anzuwenden.

Mit vor Aufregung laut pochendem Herzen spähte das Mädchen durch das an der Eisenpforte angebrachte „Guckloch“ hinaus in die schwarz vor ihr liegende Nacht, um das Nahen Dietrichs beizeit zu entdecken; doch lange regte sich nichts in dem tiefen Schweigen, das ringsum herrschte. Endlich aber — Gutta mochte etwa eine halbe Stunde auf der Mauer gestanden sein — meinte sie ein leichtes Geräusch wie von vorsichtig sich nahenden Schritten zu vernehmen. Gleich darauf ließ sich ein leises Klopfen an der Pforte hören und: „Gutta, bist du da?“ fragte leise flüsternd eine Stimme draußen. Statt aller Antwort zog Gutta jetzt, wie ihr anbefohlen war, den rechtsseitigen Thorflügel zurück und — der rote Dietrich stand ihr gegenüber.

„Willkommen, süß Liebchen!“ sprach er leise. „Ist alles sicher?“

„Ja!“ gab Gutta fast unhörbar zur Antwort.

„So öffne die Pforte ganz!“

„Ich vermag's nicht,“ flüsterte sie zögernd, „der Riegel widersteht meiner Kraft!“

Da trat Dietrich ein und erhob die Hand nach dem schweren, rostigen Eisen, um es selbst zurückzustößen, doch — Gutta hielt ihn davon zurück.

„Dietrich,“ sprach sie, entschlossen, jetzt ihre Zweifel zu lösen und die Wahrheit zu erfahren, „wo hast du das Klinglein her, das du mir heute abend gegeben? Du hast es nicht gefunden!“

Unwillkürlich zuckte der Rote zusammen bei dieser gänzlich unerwarteten Frage, doch faßte er sich rasch. „Nun denn,“ erwiderte er gezwungen lachend, „wenn ich's nicht gefunden habe, so — ist's auf andere Weise in meine Hände gelangt!“

„Du nahnst es — einem wandernden Krämer ab, den du einst bei Rorschach erschlugst!“ sprach Gutta jetzt mit vor Aufregung zitternder Stimme.

Dietrich prallte förmlich zurück. „Ha, verflucht!“ zischte er, „woher weißt du —?“

Gutta hatte genug gehört. Mit einem Sprunge war sie an der Pforte und riß den Riegel zurück; rasselnd stürzte da das Fallgitter nieder.

Dietrich zuckte erschreckt zusammen. „Teufel,“ rief er, „was thust du?“

„Ich überliefere den Mörder meines Vaters der Strafe und Rache!“ erwiderte Gutta, indem sie einen Schritt zurücktrat, um den herbeistürzenden Knechten Raum zu geben.

Dietrich erkannte, daß er verloren war, und riß den Dolch, den er am Hüftel trug, aus der Scheide.

„Steht es so?“ schrie er wütend, „dann fahr zur Hölle, Verräterin!“

Mit diesen Worten sprang er, ehe es den Knechten gelingen konnte, ihn zu fassen, wie eine Katze auf einen überlisteten Vogel, auf Gutta los und stieß ihr mit aller Kraft den Dolch in den Busen. Mit einem Schrei sank die Unglückliche zu Boden.



Gleichzeitig war der schändliche Mörder niedgerissen, überwältigt und gebunden.

Der mit seinen Knechten herbegeeilte Graf aber wandte alsbald seine Sorge dem an der Erde liegenden schwer verwundeten Mädchen zu. „Fackeln her!“ schrie er, „schnell, schnell!“

Da eilte der Junker, in der Meinung, es habe an dieser Stelle ein Angriff der Appenzeller stattgefunden, mit seinen Leuten herbei. Zwei derselben trugen Fackeln in den Händen, bei deren Scheine Junker Konrad sah, was geschehen und — wer die Verwundete sei. „Heiliger Gott,“ rief er, „Gutta du, — du hier — blutend — verwundet?“

„Feinde vor der Burg!“ schrie in diesem Augenblick der auf der Mauer aufgestellte Wächter, und der Graf eilte mit seinen Knappen hinweg nach der Stelle, wo die Appenzeller soeben den Versuch machten, mittelst Sturmleitern auf den Mauerkranz zu gelangen. Nur Junker Konrad blieb bei Gutta zurück. Sanft nahm er den Körper der Sterbenden in seine Arme und legte ihren Kopf auf sein Knie. „Gutta,“ rief er ihr dabei mit schmerzbelegter Stimme ins Ohr, „o sieh mich noch einmal an, — Gutta, Gutta, höre mich und sage mir, daß du mir verzeihst!“

Da öffneten sich noch einmal die schönen, schon halbgebrochenen Augen Guttas und mit dem Ausdruck der innigsten Liebe blickten sie in das Antlitz des über sie Gebeugten. „Ich verzeihe,“ hauchte sie, „lebe wohl, — lange — und glücklich!“ Dann senkten sich ihre Lider und ihre Seele entfloß.

Der Junker aber küßte mit einer Thräne im Blick die Stirne der schönen Leiche, ließ ihren Kopf sanft zur Erde gleiten und eilte hinweg auf die Mauer zum Kampfe.

Der Versuch der Appenzeller, Schloß Montfort zu überrumpeln, wurde glänzend abgewiesen und die Stirnenden mit blutigen Köpfen von den Mauern gestürzt und zurückgeschlagen. Erbittert über ihre Niederlage schlossen jetzt die Bauern die Burg und die Stadt Bregenz ein, um sie durch Hunger zur Übergabe zu zwingen. Drei volle Monate dauerte die Belagerung. Da endlich, am 13. Januar 1408, zogen die Bauern ab; denn die Fürsten und der Adel der gesamten Umgebung zogen mit Übermacht zum Entsatz der schwer bedrängten Stadt heran und zwangen die Appenzeller, in ihre Berge zu-

rückzukehren, um so mehr, da auch der deutsche Kaiser Ruprecht ihnen befahl, ihren Bund aufzuheben und sich dem Abt von St. Gallen wieder zu unterwerfen.

So ward, als die Not im Schlosse und der belagerten Stadt bereits aufs höchste gestiegen war, endlich alle Gefahr beseitigt. Die aber, welche durch ihre rechtzeitige Warnung hauptsächlich dazu beigetragen und jedenfalls die Burg gerettet hatte, die großherzige Gutta, schlummerte sanft auf dem Friedhofe bei der St. Galluskirche. Der dankbare Graf Konrad hatte ihr eine prächtige Leichenfeier veranstaltet, und der alte Minnesänger Graf Hugo hatte dabei noch einmal den Pegasus bestiegen und in einem gefühlvollen Gedichte des edlen Mädchens That geschildert und dessen unglückliches Ende.



„Ich verzeihe,“ hauchte sie, „lebe wohl, — lange — und glücklich!“

Dietrich wegen zwielfachen Mords und Verrats der Prozeß gemacht. Trotzig und ohne Reue gestand er die ihm zur Last gelegten Verbrechen ein. Am 31. Januar wurde er der damals üblichen barbarischen Strafweise gemäß gerädert und die zerbrochenen Gliedmaßen seines noch lebenden Körpers aufs Rad geflochten.

Seine Leiche wurde außerhalb der Friedhofsmauer in ungeweihter Erde im „Armenfunderanger“ verscharrt.

### Gute Auskunft.

Frau: „Können Sie mir vielleicht sagen, wo der Kapitän von dem Schiff dort ist?“  
Steuermann: „Gehen Sie man aufs Deck, der mit'n schwarzen Bart und zweitausend Thaler Gehalt, der ist es.“